

# Herbstblumen meines Geistes.

---

Von  
der Verfasserinn der Clara Wallburg  
und Claudine Lahn.



Zweyter Theil.

---

Leipzig 1811.



S e r b s t b l u m e n  
m e i n e s G e i s t e s.

---

Z w e y t e r T h e i l.

George H. ...  
...

...

IV.

Stephanie.

---

Freundlos und einsam stand Stephanie auf dem dunkeln Wege zum unbekanntem Geschick. Dahin rollte der Wagen, der die letzten Bekannten — ihre Begleiter bis hierher — mit jedem Moment weiter von ihr entfernte; und mit starrem Blicke sah sie ihnen nach, ohne die heißen Thränen zu fühlen, die ihr die Wangen benetzten. Stumm und ohne Theilnahme stand der ihr zugesandte Führer, nur dann und wann einige abgebrochene Worte seinem Hunde zumurmeln. Die Sonne sank tiefer und tiefer, und als Stephanie endlich die Nothwendigkeit fühlte, sich der Gegend zuzuwenden, in die ihr Geschick sie rief, lag die Landschaft vor ihr schon in einer magischen Dämmerung. Nur kurz war der Weg, den sie noch zurück zu legen hatte, ganz nahe sah sie das hochgethürmte stolze Schloß ihrer Ahnen, das jetzt die Verwaiste, Verlassene aufnehmen

solte; und mit unwillkührlich zögerndem Schritt, mit oft zurück gewandtem Blick, ging sie durch seine reizenden Umgebungen ihm zu. Noch einmahl stellte sich das Bild einer harmlosen, sorgelosen Kindheit vor ihren Sinn, und düstre Ahnungen füllten ihren Busen, Ahnungen, die der Wahrheit ganz nahe kamen. Ach ja! Es gibt Augenblicke im Leben, wo der Schleier fällt, der uns wohlthätig die Zukunft verhüllt; wo wir es fühlen, daß der Blumenpfad endet, den wir bisher ewig zu wandeln wähnten; und daß der Weg, den unser Fuß betritt, nur wenig Blumen unter Dornen birgt. Solch einen Augenblick hatte jetzt Stephanie. Die süße Sorglosigkeit, die bisher ihr Auge jedem nahen Schmerz verschloß, hatte die einzige Freundin, die sie je besaß, mit sich ins Grab genommen; und der Anblick der stolzen Burg, in die sie — die rechtmäßige Tochter dieses edeln Hauses — als ein Fremdling eintrat, sagte ihr in dunkler Bildersprache, daß ihr heißes Herz einsam und schwer in diesen Mauern schlagen werde. Es war tiefe Dämmerung, als sie über die Schloßbrücke ging, und an der Pforte des Gebäudes stand; ihr Begleiter, ein alter finsterner Mann, der ihre Betrachtungen durch kein einziges freundliches Wort unterbrochen hatte, schlug heftig an die Thür, die sich bald öffnete, und unsere Pilgerinn in

einen alten weiten Vorhof einließ, dessen trübes Ansehen nicht dazu diente, ihre Stimmung zu erheitern. Hier ward sie von der Frau des Hausverwalters empfangen, die ihr in einem Seitenflügel des Schlosses die von der Herrschaft ihr bestimmten Zimmer anwies. Was hier ihre Gefühle waren, habe ich nicht nöthig, euch zu sagen, ihr, die ihr jemahls, aus den Armen liebender Wesen gerissen, zum ersten Male allein in der Welt standet; ihr werdet sie errathen. Wohl aber habt ihr Anspruch auf den frühern Theil von Stephaniens Geschichte, die sie nur aus dem schonenden Munde einer liebenden Mutter kannte.

Das Schloß Hainburg war das alte Stammhaus des Grafen Werner von St..., der als Witwer und Vater einer Tochter noch einmahl das Band der Ehe knüpfte, das er nur als ein süßes Rosenband gekannt hatte. Seine Wahl fiel auf ein junges Fräulein, welches weit eher die ältere Schwester seiner lieblich ausblühenden Marie, als ihre Mutter hätte seyn mögen. Vollkommene Schönheit ließ bey dieser jungen Dame den Mangel des Reichthums vergessen, doch ein tiefer Blick in ihr flammendes Auge zeigte dem Menschenkenner einen nie zu vergessenden Mangel an Güte und Treue des Gemüthes, den der von Liebe bestochene alternde Graf nicht ahndete.

Mit dem ersten Eintritt in das Haus ihres Gemahls begann auch in ihrem bösen Sinne die Feindschaft gegen das unschuldige Geschöpf, dem es Mutter seyn sollte; und als eine eigene Tochter ihre Ansprüche und stolzen Hoffnungen erhöhte, wußte sie bald mit schmeichelnder Zunge dem Vater die Entfernung der Gehäßen abzugewinnen. Nur wenige Meilen von dem Schlosse wohnte eine Jugendgespielinn von Mariens Mutter; sie war Witwe, und besaß alle Kenntnisse, die selbst ein edleter Vater für die Erziehung seiner Tochter wünschen konnte, und mit Entzücken nahm diese die kleine Marie auf. In keine besseren Hände konnte das Schicksal die Verlassene führen, die bald von dem Urheber ihres Daseyns ganz vergessen zu seyn schien. Der schwache Wille des armen Grafen ward immer mehr ein Spielwerk in der Hand seiner ränkevollen Gemahlinn; oft seufzte er wohl über seine Ketten, aber sie zu zerbrechen fehlte ihm der Muth. Marie war glücklich und gut. Ihre reine Seele hing mit unendlicher Liebe an Madame Bernhard ihrer zweyten Mutter, und bald ward diese Liebe noch durch ein Band verstärkt. Der einzige Sohn der Madame Bernhard, der auf einer entfernten Universität sich zum nützlichen Manne gebildet hatte, kehrte zurück, um wo möglich in der Nähe seiner Mutter ein Amt

zu finden. Er sah die liebenswürdige Marie, und vergaß nur zu bald in ihr die Gräfinn. Auch sie, die es für Pflicht hielt, den Sohn ihrer Pflegemutter zu lieben, ward, da sie bloß schwesterliche Gefühle währte, nur zu bald die Beute einer unbekanntem Empfindung; und erst als es zu spät war, diese Herzen zu trennen, sah Madame Bernhard den Abgrund, dem beyde zu-eilten. Sie warnte — vergebens! Wer kennt nicht die jovialischen Hoffnungen eines jungen liebenden Mädchens? Welcher Jüngling fühlt nicht den Muth in seiner Brust, die Geliebte einer Welt voll Hindernisse abzurufen? Kaum hatte der junge Bernhard das feste Versprechen einer einträglichen Versorgung, als Marie mit der siegenden Beredsamkeit des heißesten Wunsches an ihren Vater schrieb, von dem noch nie eine Zeile, oder ein Besuch ihr kindliches Herz erfreute. Sie bath ihn um Erlaubniß, zu ihrem Glücke um seinen väterlichen Segen, und trat gern ihrer Schwester die Vorrechte ihres glänzenden Namens, gegen das kleine Erbtheil ihrer Mutter, ab. Der Bothe, dem Marie diesen Brief vertraute, brachte der vor Erwartung zitternden Marie ein Schreiben ihrer Stiefmutter zurück, mit dem Befehl, seinen Inhalt vor Madame Bernhard geheim zu halten, die überdies von der zweifelhaften Gesandtschaft erst nach

dem glücklichen Ausgang unterrichtet werden sollte. — Der Brief enthielt eine Beschreibung von dem Zorn des Grafen, eine so künstlich nachgeahmte Theilnahme, welche die unschuldige Marie völlig zu der Schreiberinn hinzog; und zuletzt den Vorschlag einer heimlichen Trauung, wozu selbst eine Summe Geldes dem Briefe beigefügt war. Für eine Versöhnung mit dem beleidigten erzürnten Vater, wenn der unwiderstehliche Schritt geschehen war, stand die Gräfinn mit all ihrem Ansehen. Ach nur zu leicht ging die Betrogene in diese Schlinge. Sie kannte ja nur das truglose Herz ihrer zweyten Mutter; wie hätte sie die Schlange unter den süß duftenden Blumen abnden sollen! Entzückt, berauscht, erwartete sie den Geliebten, und nur das Geheimniß gegen Madame Bernhard that ihrem reinen Herzen wehe. Aber bald wurde ja diese gute Mutter mit doppelter Freude überrascht, auch ward ihr Betragen fast ein wenig zu streng gefunden. Die Flucht war verabredet und vollführt. Selbst die Schwierigkeiten ihrer Vereinigung hatte die dienstfertige Gräfinn aus dem Wege zu räumen gewußt; und als die Gattinn des Geliebten betrat Marie am andern Tage das Haus der ahnungsvoll zitternden Mutter wieder. Mit wehmüthigem Lächeln hörte diese die rosenfarbenen Träume der Glücklichen. Sie

Kannte die Welt; und Thränen flossen in die Umarmung, mit der sie die Tochter ihres Herzens begrüßte.

Die hãmische Gräfinn hatte ihren Zweck erreicht, jetzt ließ sie die Maske fallen. Unzählbare Versuche der Unglücklichen, das Ohr ihres Vaters zu gewinnen, waren fruchtlos. Ein eigenhändiger Brief von ihm verkündigte ihr ihre ewige Verstoßung — sprach ihr jedes Recht auf ihr Erbtheil, auf ihren Namen ab.

Madame Bernhard war jetzt einzig ihre Mutter; und wie wenig hätte sie zu beweinen gehabt; hätten nicht bittere Vorwürfe, nicht immer ihrer einsichtsvollen Leitung gefolgt zu seyn, Mariens Herz gefoltert. Manches Jahr verstrich so. Marie vernahm den Tod ihres Vaters, die glänzende Verheirathung ihrer Schwester mit dem Grafen Jütenstein, und oft wallfahrtete sie zu der Capelle, wo des beleidigten Vaters Asche ruhte, als die Familie das Stammhaus mit der Residenz vertauscht hatte. Ein neues süßes Gefühl verdrängte jetzt auf einmahl alle Sorgen ihres Herzens. Sie ward Mutter, und unsere Stephanie erschien ihr, wie ein lächelnder Engel ein Band zu heiligen, das ihr nun erst von der Vorsicht gesegnet dünkte. Mit hoher Freude empfing die glückliche Familie dieß theure Kind. Tausend schöne Pläne, tausend

frohe Hoffnungen umgaukelten seine Wiege. Doch — schon nach zwey Jahren lag es als vater- und mutterlose Waise in den Armen der trostlosen Madame Bernhard. Dieser Schmerz wird in edeln Seelen bald zu einer stillen heiligen Resignation. Die edle Matrone weihte ihr Leben von nun an nur der geheiligten Trauer und einer stets regen Thätigkeit, für das ihr übriggebliebene geliebte Wesen. So floß Stephanien's Kindheit, in dem Umgange der lebenswürdigen Frau, ohne eine Wolke des Kummer's dahin. Mit heißer, inniger Liebe hingen beyde an einander; und die schöne Frucht dieses lieblichen Vereins war die vollkommene Seelenbildung unserer Stephanie, die mit jedem Tage mehr sich entwickelte, und die Mühe ihrer geliebten Mutter mit der schönsten Freude vergalt.

Stephanie hatte ihr achtzehntes Jahr angetreten, als Madame Bernhard in eine gefährliche Krankheit fiel, die ihr jedoch nicht das Glück raubte, ihre Kräfte bis auf den letzten Augenblick für das Wohl ihres Kindes anzuwenden. „Meine Tochter!“ — redete sie Stephanien eines Morgens an — „es ist jetzt Zeit, einen Blick auf die Epoche zu werfen, wo wir getrennt seyn werden, und du allein in einer dir fremden Welt stehen würdest, wenn ich nicht dafür gesorgt hätte, dir nach meinem Tode neue

„Freunde zu erwerben. Weine nicht, mein  
„Kind! Mein Leben gab mir der Freuden nur  
„wenige, und lange schon war ich bereit es zu  
„verlassen; nur dein Geschick machte mir Kum-  
„mer. Vernimm jetzt, was ich dir darüber zu  
„sagen habe. Deine unglückliche Mutter belei-  
„digte ihren Vater durch einen Schritt, der  
„seinem Willen entgegen war, und büßte ihn  
„durch die tiefste Reue, die ihr selbst das Glück  
„der Liebe, daß sie dadurch erkaufte, oft schmerz-  
„lich verbitterte. O Stephanie! wenn du einst  
„allein stehst, keine treue Freundin deine  
„Schritte mehr leitet, dann denke bey jeder zwei-  
„selhaften Handlung an diese Reue deiner Mut-  
„ter, an die Bitte deiner sterbenden Freundin,  
„und siege über jede Neigung, die nicht den  
„Beyfall deines Gewissens hat. Die Familie  
„deiner Mutter ist groß und angesehen. Ihre  
„Schwester ward früh an den Grafen Jätenstein  
„verheirathet, und lebt jetzt mit ihm und zwey  
„Kindern bald in der Residenz, bald auf dem  
„Stammhause Hainburg. Vor kurzem, als der  
„erste Anfall von Krankheit den Gedanken des  
„Todes näher vor meine Seele brachte, schrieb  
„ich an die Gräfinn, ich sagte ihr von dir, von  
„deiner Hülflosigkeit nach meinem Tode; ich er-  
„innerte sie an eine fast nicht gekannte Schwe-  
„ster, und beschwor sie, dir ihre Arme liebreich zu

„öffnen, wenn ich nicht mehr seyn würde. Heute  
hat sie mir geantwortet, ganz so geantwortet,  
wie ich es wünsche, und ich hoffe, du wirst in  
ihr, wenn auch nicht die Freundin, die du ver-  
lierst, doch eine freundliche Schützerinn deiner  
Jugend finden. Zerst nichts mehr hiervon,  
mein Kind! Alle Anstalten, dich nach meinem  
Tode an den Ort deiner Bestimmung zu brin-  
gen, habe ich gemacht. — Sey ruhig, ge-  
liebte Tochter! Vielleicht gehe ich noch nicht von  
dir; weine nicht, meine Stephanie! — geh  
auf dein Zimmer, ich bedarf der Ruhe.“

Betäubt, ohne vor Schluchzen ein Wort  
sprechen zu können, warf sich Stephanie der  
Matrone an die Brust. Diese winkte mit der  
Hand, und das arme, ganz trostlose Mädchen  
verließ das Zimmer, um in der freyen Natur  
Gott anzusehen, ein Unglück von ihr zu wen-  
den, dessen Möglichkeit fast nie deutlich vor ih-  
ren unbefangenen heiteren Sinn getreten war.  
Doch der Lauf der würdigen Dulderinn war ge-  
schlossen, und Stephanie stand erstarrt an ihrem  
Sarge mit dem tiefen Gefühle des ersten Ver-  
lustes.

Der Prediger des Orts, ein Freund der  
Verstorbenen, der in ihren letzten Tagen sie nur  
wenig verließ, nahm das verwaisete Mädchen mit  
in sein Haus, und machte ihr nach einigen Wo-

chen bekannt, daß er sie bis C..., einem Dorfe, wo sein Bruder ein kleines Gut bewohnte, mit seiner Familie begleiten wolle, wohin die Frau Gräfinn, der er geschrieben habe, ihr für den noch übrigen kurzen Weg einen Begleiter senden würde.

So schied denn Stephanie von allem, was ihr lieb war. Noch einmahl besuchte sie das Grab ihrer Aeltern — ihrer Großmutter, die so lebendig und liebend ihren Geist umschwebte — das Haus, in dem sie so glücklich war. Jeder Gegenstand rief ihr zu: Zum letzten Mahle! und ein Strom von Thränen begleitete dieß stumme Lebewohl. Schon vor dem kleinen Dörfchen, wo sie der Prediger und seine Familie verließ, traf sie ihren Begleiter, und sie trennte sich von ihnen mit dem Versprechen, sie noch einmahl zu sehen, wozu die Nähe des Schlosses ihr Hoffnung gab.

Die Frau Berg, welche mit Lichtern ankam, weckte Stephanien endlich aus den schwermüthigen Träumen, in die versenkt, sie sich auf den nächsten Stuhl geworfen hatte; und das Geschwätz dieser Alten zerstreute wenigstens auf Augenblicke ihre trübe Stimmung. Stephanie äußerte, daß sie gehofft, ihre Tante hier zu finden! — „ja! meine beste Mamsell, antwortete ihr Frau Berg, dazu ist die Jahreszeit noch

„zu früh. Und überhaupt weiß ich nicht, wenn  
„unsere Herrschaft dieses Mal das Schloß be-  
„suchen wird. Man spricht von einer Verlo-  
„bung unserer jungen Gräfinn, die zwar noch  
„sehr jung, aber wunderschön ist; und ich  
„glaube, daß der Bräutigam jetzt in der Resi-  
„denz erwartet wird. Auch soll der junge Herr  
„Graf jetzt dort seyn, den die erlauchten Aeltern  
„in zwey Jahren nicht gesehen haben. Ja! Wenn  
„er käme, ich habe ihn oft auf meinen Ar-  
„men gehabt, den lieben Herrn! — Aber, das  
„alles weiß ich nur vom Hörensagen; Unsererins  
„hat auch seine Quellen in der Stadt. Denn  
„da ist mein Schwager der — nebenher ge-  
„sagt, jetzt durch eine Erbschaft ein reicher  
„Mann geworden ist, ob es gleich seine Ver-  
„wandten, von denen er erbt, auch nicht auf  
„die beste Art erwarben — doch, das gehört  
„nicht hierher; der hat es von einem Kammerdie-  
„ner des gnädigen Herrn, nämlich von der Hei-  
„rath der jungen Dame, und wir alle freuen  
„uns auf die Hochzeitfeste — denn, ich erinnere  
„mich noch recht gut, als unsere Gräfinn beira-  
„thete, es war gerade“ — Hier unterbrach Ste-  
phanie die Alte durch eine Frage nach ihrer Mut-  
ter, die sie vielleicht auch gekannt habe, und er-  
fuhr die erste Kränkung in diesen stolzen Mauern,  
durch die nachlässige Art, mit welcher die Diene-  
rinn

rinn der verstoßenen Tochter gedachte. Doch aller Zorn schwand, als Frau Berg ihr versprach, ihr ein Bild ihrer Mutter zu zeigen, wo sie als ein Kind von acht Jahren gemahlt war. Nach einer Frage wegen des Nachteßens, welches Stephanie verbath, sagte sie ihr gute Nacht, und ging. —

Viel Stoff zum Denken fand Stephanie in dem eben Vernommenen. Sie hörte jetzt zum ersten Mahle die Kinder ihrer Tante erwähnen, und freuete sich herzlich, in ihnen die Freunde zu finden, deren ihr kindliches Herz so sehr bedurfte. Zwar schreckte der Schimmer von Größe, der die ersehnten Verwandten umgab, sie ein wenig zurück; doch bald durch den Gedanken getröstet, daß die Liebe, die sie schon jetzt für diese neuen Freunde empfand, die Kluft des Ranges bedecken würde — sehnte sie die Zeit herbey, wo sie sich nicht mehr allein fühlen würde. Mit diesen tröstlichen Gedanken erfüllt, trat sie an das hohe gothische Fenster ihres Zimmers, und betrachtete entzückt die vom Mondlicht zauberisch beleuchtete Gegend. Ein heißes Gebeth zu Gott, dessen mächtige Wirkung sie aus Erfahrung kannte, goß eine himmlische Ruhe in ihre Seele, und so fühlte sie sich beynabe ganz heiter, als der Schlaf seine Arme nach ihr ausbreitete.

Am andern Morgen war es Stephanien's  
Herbstblumen II. Th. B

erstes Geschäft, die Zimmer zu untersuchen, die sie jetzt bewohnen sollte. Das erste, das sie gleich gestern aufnahm, war groß und geräumig, und hatte die Aussicht in die paradiesische Gegend, die das Schloß umkränzte. Lange stand Stephanie im Anschauen verloren, und es dünkte ihr, als ob man nicht unglücklich seyn könnte, von solchen entzückenden Naturscenen umringt. O seliges Gefühl für die Schönheiten der Natur! Wohl dem Herzen, das dich bewahrte, du täuschest nie, und heilest jede blutende Wunde. Das zweyte Zimmer war ein kleines Cabinet, das noch ganz deutlich Spuren ehemahliger Bewohnung trug, die bey dem ersten durch modernes Geräth, das seltsam mit den alternden Tapeten contrastirte, verwischt waren. Hier befand sich noch alles, wie in den ältern Zeiten, und Stephanie, die von jeher einen Hang zu den Spuren der Vorzeit hatte, und hier, im Hause ihrer Ahnen, mit doppelter Neigung ihm nachhing, beschloß nichts in diesem Gemach zu ändern. Die Ankunft der Frau Berg hinderte sie an weiterer Untersuchung, gab ihr aber auch Gelegenheit, die freundliche Alte um die letztern Bewohner dieser Zimmer zu fragen. „Je nun, Mamsell,“ war die Antwort, „das kann ich Ihnen wohl sagen, besonders da ich Ihnen schon gestern etwas versprach, was ich nur so

„erfüllen kann. Aber setzen muß ich mich erst,  
„denn heute ging es schon Trepp' auf Trepp' ab,  
„weil eine Bottschaft der gnädigen Herrschaft  
„uns meldete, daß wir sie vielleicht bald — wenn  
„auch nur für kurze Zeit — hier sehen werden.  
„Ja! wenn so alles auf e i n e m liegt. Nun!  
„Ich wollte erzählen, also diese Zimmer, eben  
„diese Zimmer waren sonst die Wohnung der  
„ehemahligen Gräfinn Marie, als sie noch ein  
„Kind, und noch hier im Schlosse war. Schon  
„ihre Mutter hatte diese Zimmer mit ihr be-  
„wohnt, und dort jenes Verschlossene, wozu ich  
„aber den Schlüssel habe — denn ich kann  
„überall hin als eine alte treue Dienerinn, die  
„das Vertrauen der gnädigen Herrschaft besitzt —  
„ja, jenes verschlossene war das Lieblingszim-  
„mer von Mariens Mutter, ihrer leiblichen  
„Großmutter, Mamsell.“ — O! führen sie mich  
hinein, beste, liebe Frau Berg, bath Stee-  
phanie. „Geduld, mein Kind! Alte Leute ge-  
„hen mit Ordnung zu Werke, und ich bin noch  
„nicht fertig. Als die hochselige Frau Gräfinn  
„starb, trauerte alles um sie, wie um eine Mut-  
„ter; der Herr Graf konnte sich hier nicht trö-  
„sten, und ging in die Residenz, wo es denn  
„besser ging; denn nicht lange, so kam die Nach-  
„richt, daß wir bald eine Hochzeit haben würden.  
„Die kleine Marie blieb indeß mit ihrer Wärte-

„rinn hier, und bewohnte die Zimmer ihrer Mutter, bis sie in die Kost kam, wo wir sie denn nicht wieder sahen, weil — Nun, davon will ich nichts sagen, denn es war der Mamsell ihr Vater. Aber die Gräfinn Marie hätte doch ihren Stand und ihren Vater nicht so vergessen sollen. — Nun, nun, Mamsell, sehn Sie nur ruhig, ich sage nichts mehr, und sollte ich Sie beleidigt haben, so will ich es schon wieder gut machen.“ Mit diesen Worten nahm sie Stephanien's Hand, und führte sie durch das Cabinet an die Thür des verschlossenen Zimmers. Kaum hatte der schwere Schlüssel sie geöffnet, so stürzte Stephanie voll Ungeduld hinein, und das Erste, was sich ihren Blicken darboth, war ein Bild, das auch ohne die rührende Beziehung, in der es Stephanie betrachtete, reizend genug gewesen wäre. Eine Frau, deren sanfte Züge jedes Herz ansprachen, mit einem lebenswürdigen Kinde zu ihren Füßen, das mit den Blumen spielte, die die Hand der Mutter ihr darboth. Ach es bedurfte nicht der Belehrung der Frau Berg, um Stephanien hier ihre Mutter und Großmutter zu nennen; und lästig war ihr jetzt die Gesellschaft dieser Frau, die mit wundernden Blicken ihre Thränen fließen sah. Wer kann sich wohl ganz die Empfindung einer gefühlvollen Tochter denken, die zum ersten Mahle die Züge der nie ge-

Kannten Urheberinn ihres Daseyns sieht. Diese  
Thränen, die Stephanie vergoß, waren der erste  
Zoll kindlicher Liebe, den sie der Mutter abtrug,  
welche die Zärtlichkeit einer solchen Tochter so wohl  
verdient hatte. Endlich ermannte sie sich zu der  
Bitte an Frau Berg, dieses Zimmer nicht wieder  
zu verschließen, um ihr recht oft den Anblick des  
geliebten Bildes zu gönnen. „Bey Leibe nicht,  
„mein Kind!“ war die Antwort — „das darf ich  
„nimmermehr offen lassen, und würde es auch  
„um aller Welt Wunder nicht thun. Sehen  
„Sie sich um, und Sie werden finden, daß dieß  
„Gemach nicht immer von so guten, sanften, from-  
„men Seelen bewohnt wurde, als zu den Zeiten  
„der ersten gnädigen Frau.“ Stephanie warf  
nach dieser Weisung einen Blick im Zimmer um-  
her, und fand wirklich ein seltsames Gemisch  
von weiblichen und männlichen Geräthschaften:  
„Sehen Sie,“ hob die Erzählerinn wieder an,  
„die letzten Tage seines Lebens — aber ich muß Sie  
„um die tiefste Verschwiegenheit bitten, denn er-  
„führe die Frau Gräfinn jemahls, daß so etwas  
„über meine Lippen gegangen wäre — auch  
„habe ich noch mit keiner Christenseele je darüber  
„gesprochen — wie sollte ich auch, alles Hofge-  
„sünde, von m e i n e m R a n g e, weiß ja leider  
„selbst — und die Andern!“ — Stephanie ver-  
sprach hier, wo es ihr zuerst möglich ward, ein

Wort einzuschieben, die heiligste Verschwiegenheit. — „Also die letzten Tage seines Lebens war  
„der Graf Werner — verzeih mir's Gott, ganz  
„von Sinnen. Er wollte niemand sehen, we-  
„der unsere jetzige Herrschaft, noch seine Ge-  
„mahlinn. Er verschloß sich in dieß Zimmer,  
„wo niemand zu ihm durfte, als ein junger  
„Mensch, den er sehr liebte, und wo er endlich  
„im Wahnsinn starb. Kommen Sie, Kind!  
„Kommen Sie! Mir graut, wenn ich an die  
„Gerüchte denke, die seit dieser Zeit hier gingen,  
„und Sie selbst müssen mir's danken, wenn ich  
„dieses Zimmer mit doppeltem Schloß und Rie-  
„gel versehe!“ Stephanie fiel ihr in die geschäfts-  
tuge Hand, die schon diese Drohung erfüllen woll-  
te, und bath endlich um das Gemälde, das ihr  
nach langen Weigerungen und wiederholten  
Bitten, mit vielen Kopfschütteln unter der Be-  
dingung ausgeliefert wurde, es an einem Ort zu  
verwahren, wo nie die gnädige Herrschaft es zu  
Gesicht bekäme. Stephanie versprach alles, und  
stellte das geliebte Bild in das kleine Cabinet,  
das von nun an zu dem liebsten Aufenthalt in  
ihren Feyerstunden geweiht ward.

Nach der Entfernung der Hausverwalterinn  
entschloß sich Stephanie zu einem Spaziergang  
in das kleine Dorf, wo sie ihre Bekannten, die  
Familie des Predigers, noch anzutreffen hoffte.

Und sie eilte, ganz mit dem Gedanken an die Erzählung der Alten beschäftigt, flüchtigen Schritts vorwärts, ohne viel auf den Weg zu achten, den sie verfolgte. Auf einmahl sah sie sich in dem Dickicht eines schattigen Gebüsches so befangen, daß sie vergebens nach allen Seiten den Ausgang suchte, und nun wohl gewahr ward, daß sie vergebens gehofft, den Wohnort ihrer Freunde ohne Wegweiser zu finden. Sie befand sich auf einem runden Platze, der, ringsum mit hohen Bäumen umgeben, den Wanderer unwiderstehlich zur Ruhe einlud; und eben wollte sich Stephanie setzen, mit dem Entschlus, nur den Rückweg nach dem Schlosse zu suchen, und den Besuch bey ihren Freunden für diesen Morgen aufzugeben, als ganz nahe Fußstritte sie halb schreckten, halb mit Hoffnung auf Zurechtweisung erfüllten. In dem nämlichen Augenblicke stand, nicht minder überrascht als unsere Freundin, ein junger Mann im Jagdkleide vor ihr, der mit schneller Fassung die Bestürzte sehr artig anredete, und sich Glück zu diesem reizenden Abenteuer wünschte. Stephanie erröthend, erzählte dem Fremden den Zufall, der sie hierher geführt, indem sie ihm auch den Ort nannte, welchen sie eigentlich suchte. Wie glücklich bin ich, rief der junge Mann aus, Ihnen nützen zu können, ich segne diesen Zufall, und gewiß Sie dürfen es mir

nicht abschlagen, meine Begleitung bis zu Ihren Freunden anzunehmen; mit diesen Worten both er ihr seinen Arm, und Stephanie wagte nicht seine Höflichkeit auszuschlagen; da sie überlegte, wie leicht in diesem Falle er ihre ganze Erzählung für eine Fabel halten könne.

Stumm ging das liebenswürdige Mädchen an dem Arme des Unbekannten; noch zu wenig war sie die Gesellschaft der Männer gewohnt, um sich nicht so einsam und allein, mit einem ihr ganz fremden Begleiter in Verlegenheit zu fühlen. Doch mußte sie es sich gestehen, daß seine angenehme, ungesuchte Unterhaltung mit jedem Augenblicke etwas von diesem beängstigenden Gefühle verwischte, und als er endlich mit den Worten: „da sind wir schon,“ die er mit einem Tone des Mißmuths sagte — ihr die Spitzen der Dorfkirche zeigte, da fühlte auch sie in ihrer Seele, daß sie sich ungern von dem neuen Bekannten trennte. An der Thür der ländlichen Wohnung sagte er ihr Lebewohl, indem er sich nach ihrem Nahmen erkundigte, und um die Erlaubniß bath, sie in ihrer Wohnung zu besuchen, die sie ihm aber, wenn gleich mit widerstrebendem Herzen, versagte, fest überzeugt, daß es nicht schicklich sey, solche Besuche in Abwesenheit der Familie auf dem Schlosse zu empfangen.

Das Wiedersehen ihrer Freunde, die sie mit offenen Armen bewillkomnten, und die freundliche Aufnahme der Familie, bey der sie sich jetzt befanden, zerstreute Stephanien auf eine kurze Zeit; aber kaum hatte sie sich mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen, von der gastfreundlichen Wohnung entfernt, als der Gedanke an ihr Abenteuer mit doppelter Gewalt wieder in ihrer Seele Platz nahm. Es gibt Menschen, deren erster Anblick uns sagt, daß eine der unseren verwandte Seele sie bewohnt — die uns, ein uns selbst unbegreifliches Interesse einflößen; und nur zu gern überlassen wir uns diesem unbekanntem Zuge. Stephanie dachte mit recht frohem Gefühl an den jungen Mann zurück, der ihr zwar nur auf kurze Momente erschienen war, von dem ihr aber eine geheime Ahndung zuflüsterete, sie würde ihn nicht zum letzten Male gesehen haben, und diese Ahndung that ihrem Herzen so wohl; doch beschloß sie fest, dieses hoffende Zusammentreffen nicht aufzusuchen, vielmehr sich einige Tage nicht aus dem Bezirk des Schlosses zu entfernen. Der Rest des Tages verstrich unter kleinen Beschäftigungen, sich in ihrem neuen Wohnort einzurichten. Sie nahm ihre Arbeiten zur Hand, doch ohne es selbst zu wissen traf sie sich oft am Fenster, wo denn ihre Fantasie den jungen Jäger, bald unter diesem, bald unter jenem

Baum so täuschend hinzauberte, daß sie — da er gegen Abend ihr wirklich gegen über stand, diese Erscheinung gar nicht überraschend fand, Mit klopfendem Herzen sah sie ihn — seine Blicke fest auf das Schloß gerichtet — eine Weile da stehen, und endlich mit langsamen Schritten und oft zurück sehend tiefer in das Gebüsch gehen.

Still verstrichen mehrere Wochen so, in abwechselnder Beschäftigung und kleinen Freuden, die hier die Hand der Natur verschwenderisch denen spendete, welche die Empfänglichkeit dafür bewahrten. Jeden Tag lernte Stephanie einen neuen Reiz der umgebenden Landschaft kennen, und oft trat sie ihre Wanderungen schon mit den ersten Strahlen der Sonne an. Doch sie mochte auch ihre Schritte wenden, wohin sie wollte, überall fand sie den Unbekannten, der sich ihr immer auf eine so ungezwungene Art näherte, sie so angenehm unterhielt, daß sein Umgang bald und unvermerkt ihrem Herzen Bedürfniß ward. Mit der feinsten Achtung für das Zartgefühl seiner neuen Freundin verschleierte er noch immer eine Leidenschaft, die doch selbst dem Blick der unerfahrenen Stephanie in unbewachten Momenten sichtbar ward, und die sie nicht ohne geheime Freude bemerkte. Sein gebildeter Geist zeigte sich bey jedem wiederholten Zusammentreffen von einer neuen interessanten Seite, und mit leiser

süßer Freude fühlte Stephanie, daß sie nie ihn verließ, ohne durch sein Gespräch, durch seine Erzählungen an Kenntnissen und edeln Gefühlen reicher geworden zu seyn. O wie unwiderstehlich fesselt der Mann das bessere Weib, indem er ihr das Gefühl der Geistesüberlegenheit gibt. — Wie gern und fest schließt sich die Schwache an den Starken, dem sie mit froher Hingebung die Leitung ihres Schicksals — ihrer wankenden Schritte, vertrauen kann. Leicht und zerbrechlich ist die Kette, welche blinde Leidenschaft uns anlegt, aber fest und unzerreißlich bleibt ein Band, welches Achtung und gemeinschaftliches Streben nach dem Bessern um zwey edle Seelen schlingt. Noch immer wußte Stephanie nicht, wer der Jüngling war, der so manche Stunde ihres hiesigen Aufenthalts verschönert hatte. Ein Geheimniß, nicht von froher Art, schien seinen Mund zu verschließen, und unsere Freundin drang nicht in ihn, sie darin einzuweihen. Wohl aber sagte sie — die nichts zu verschweigen hatte — mit unbefangenen Vertrauen ihm all ihre kleinen Lebensbegebenheiten, die Freuden ihrer Kindheit, die Liebe ihrer theuern Erzieherinn; sie mahlte die frohe Erwartung, mit der sie an die neuen Gespielen dachte, die, durch Natur so nahe mit ihr verbunden, sie nach ihren Gefühlen beurtheilte. Kurz, bald kannte der junge Mann das liebens-

würdige Mädchen, wie sie sich selbst — und besser noch; denn wie manchen Schatz des Herzens, den sie ungeahndet in sich trug, entfaltete sie unbewußt vor seinem richtigen Blick.

So sehr war unsere Stephanie gewöhnt, sich wie von einem unsichtbaren Schutzgeist überall von dem Jüngling aufgefunden zu sehen, daß sie an einem schönen Morgen, wo er auf einmahl an ihrer Seite fehlte, sich selbst, und alles um sich her wie verwandelt fand. Zum ersten Mahle wurde sie gewahr, daß die Gegend um das Schloß ihr nun nichts Neues mehr darbiete, daß sie sie schon so oft durchstrichen hatte. Schwer belastend kam jetzt der Gedanke in ihre Seele, daß jene Trennung, von welcher sie in den letzten Tagen der Fremde so oft unterhalten, nun erfolgt seyn könne. Ja! Er ist fort, gewiß fort, sagte sie leise zu sich selbst, und erschrak über den Eindruck, den ihre eigenen Worte auf sie machten. So, mit langsamen Schritten kam sie im Schlosse an, wo sie während des ganzen Tages vergebens bemüht war, ein Gefühl der Trauer zu bekämpfen, das leider über alle Zerstreungen siegte.

Das schönste Abendlicht vergoldete die Gegend umher; zögernd schied die Sonne, und von ihren letzten Purpurstrahlen geröthet, blinkten die Wipfel der Bäume. Stephaniens Fenster glühten im zitternden Schimmer und winkten ihr lo-

kend ins Freye. Noch hatte sie die weiten Schloßgärten nicht besucht. Sie nahm ihr Tuch und eilte hinab. Der Garten war wild und vernachlässigt, doch romantisch schön. Keine Blume zeigte hier von dem Fleiße einer pflegenden Hand, aber üppig wuchs das Gesträuch, und die Natur bildete hier ein schönes, wenn auch regelloses Ganze ihrer sie verlassenden Schwester, der ordnenden Kunst zum Hohne. Stephanie ersah sich ein Plätzchen, das ihr besonders gefiel, und setzte sich mit ihrer mitgebrachten Arbeit nieder. Dieses heimliche, traute Plätzchen, das ihrer heutigen Stimmung vorzüglich zusagte, wollte sie — sie ganz allein für sich verschönern, und ihre Fantasie suchte Trost in dem Gedanken an diese Thätigkeit. Schon sah sie alles fertig: eine grüne Bank unter diesem breitästigen Baum, an der Stelle des halbverwilderten Sitzes, auf dem sie jetzt ruhte, und rund um das Ganze Beete, mit ihren Lieblingsblumen geschmückt. Morgen wollte sie den Anfang machen, und nur ihren Händen sollten die lieblichen Fluren dieses Heiligtum verdanken. Die Vorstellung dieser Arbeit beglückte die thätige Stephanie so sehr, daß sie schon jetzt einen Anfang machte, das Plätzchen neben sich von dem empor geschossenen Unkraut zu reinigen, und erst später bemerkte sie, daß sie schon lange nicht mehr allein sey. Ein Ausruf der Be-

wunderung, den die Schönheit des Gegenstandes, den er betrachtete, dem Beschauer abzwang, erschreckte sie; sie sah auf, und erblickte den Unbekannten dicht vor sich. Unendlich schön war das liebliche Mädchen in ihrem einfachen häuslichen Gewande, ihr Hut lag neben ihr im Grasse, und nur das üppige blonde Haar beschattete ihre schöne Stirne. Noch interessanter machte sie jetzt die sichtbare Verwirrung, in die sie gerieth, das Bild ihrer Gedanken so überraschend vor sich zu sehen. Der Fremde, ihre Hand fassend, bath mit dem zärtlichsten Blick um Verzeihung, sie vielleicht erschreckt zu haben. Sie gebotthen mir, Sie nicht in Ihrer Wohnung aufzusuchen, begann er — aber ein unwiderstehlicher Hang nöthigte mich, Ihnen ungehorsam zu seyn. Ich konnte Sie diesen ganzen Tag nicht sehen, und aus dem Gefühl der Entbehrung, das mich folterte, lernte ich erst mein Inneres verstehen. Die heißeste Sehnsucht ergriff mich, und ich konnte die Sonne nicht scheiden sehen, ohne mir Ihren Anblick, wenn gleich wider Ihren Willen, zu erringen — ohne Ihnen zu sagen, daß ich Sie anbethe. Mit zitternder Stimme bath ihn Stephanie aufzuhören, weil sie ihn sonst verlassen müsse. Die Kürze ihrer Bekanntschaft gab ihr den gerechten Vorwand, ein Geständniß von sich abzulehnen, das sie dessen ungeachtet mit Entzü-

ken vernahm. „Es ist wahr“ — erwiderte ihr der Jüngling, „daß ich Sie erst seit kurzem kenne, es ist wahr! obgleich alles in mir dieser Wahrheit widerspricht. Mir ist, als hätte mein Herz ein lang entbehrtes Gut wiedergefunden, als hätten wir uns schon seit Jahren gekannt. O Stephanie, wenn Sie mich einen Schwärmer nennen, so verstehe nur ich zu lieben. Kein Geheimniß soll mehr zwischen uns reiten, Sie sollen mich kennen lernen, obgleich mich die schrecklichste Gefahr bedroht, wenn ich meinen Namen nenne — doch es sey. — —

Hier hörten sie ganz nahe ein Geräusch. Stephanie entriß dem Unbekannten ihre Hand, die er in der seinigen hielt, und in dem nämlichen Augenblicke trat Frau Berg herzu, Stephanien aufzusuchen, weil ein Bothe aus ihrer Heimath ihr kleines Gepäck überbracht hatte. Frau Berg war nicht wenig erstaunt, als sie den Fremden sah, der sich sogleich Stephanien ehrerbietig empfahl, indem er ihr seinen Besuch auf morgen ankündigte, den sie heut in Gegenwart der Frau Berg nicht ablehnen konnte, ohne bey dieser in den Verdacht eines Geheimnisses zu gerathen. Eine Menge Fragen mußte die gute Stephanie nun noch von der Neugierigen aushalten, ehe sie das Plätzchen verließen, das dieser Augenblick Stephanien so unendlich werth gemacht hatte. Silen

Sie doch, Mamsell! rief ihr auf einmahl die Alte zu, als sie das Schloß im Gesichte hatte — sehe ich recht, so ist dieß wahrhaftig ein Mann zu Pferde, der so eben auf das große Thor zu sprengt? Und wie hastig! Ey, ey, was kann das bedeuten? so lange die Herrschaft weg ist, haben wir hier fast keinen Fremden gesehen. Wahrlich ich habe mich nicht geirrt — so eilen Sie doch! — Stephanie, wenig begierig auf das Geschäft des Ankömmlings, trennte sich an der Pforte von ihrer Begleiterinn, und suchte ihr Zimmer, um in Ruhe das Glück zu fühlen, von dem geliebt zu werden, der ihrem Herzen nur zu nahe schon war. Der unterbrochene Bericht über seinen Nahmen, der so geheimnißvoll begann, und die bedenklichen Worte, die ihm vorher gingen, machte zwar ihr Besorgniß rege, doch freuete sie sich, morgen alles zu erfahren, und sich dann ganz der süßen Empfindung hingeben zu dürfen, die schon jetzt ihre ganze Seele beherrschte. In diesen Betrachtungen störte sie die athemlose Frau Berg, die mit wichtiger, aber zugleich sehr bekümmertter Miene zu ihr eintrat. Um Gottes willen! fragte sie Stephanie — der Bothe hat doch nichts Unangenehmes überbracht? war er aus der Residenz? — Warten sie nur, mein Kind — ja! „Er war aus der Residenz, aber  
„nicht

„nicht von unserer gnädigen Herrschaft, sondern  
„ganz in geheim sein eigener Bothe. Ihnen  
„kann ich schon alles sagen, denn Sie gehören  
„ja gleichsam mit zu der Familie. Der Reiter  
„war mir kaum zu Gesicht gekommen, als ich  
„ihn auch gleich erkannte, so lang es auch her ist,  
„daß ich ihn nicht sah, denn er ging schon da mit  
„unserm jungen Herrn und seinem Hofmeister  
„fort, als der auf die Schule nach W\*\* kam, —  
„unser junger Graf nämlich. — Je Anton,  
„rief ich ihm zu, was bringst Du denn? Da  
„erzählte er denn — das Gott erbarm! — Er  
„suchte unsern jungen Herrn bey uns, dem er  
„noch immer dient, und sehr ergeben ist; denn  
„er soll so gut seyn wie ein Kind, ob er sich gleich  
„jetzt von dem leidigen Zähzorn hat hinreißen las-  
„sen. Also, sein Herr hat in der Residenz einen  
„Streit gehabt — was weiß ichs, worüber —  
„und mit dem Sohne eines Herrn, der noch da-  
„zu die rechte Hand des Fürsten ist; und die Un-  
„glückskinder haben sich geschlagen, und der Graf  
„Albert, unser junger Herr, hat den Andern ver-  
„wundet, so, daß er es wohl nicht lange mehr  
„machen wird — ja, ja, Mamsell, so geht es  
„in der Welt zu, bey den vornehmen Leuten; und  
„ich will Ihnen ein Beyspiel erzählen, daß Ihnen  
„die Haare zu Berge stehen sollen. In meiner  
„Jugend“ — aber mein Gott, gute Frau Berg,  
Herbstblumen II. Th. C

rief ihr Stephanie zu, was ward aus dem armen Albert? und wie kam sein Bedienter darauf, ihn hier zu suchen? „Ja sehen Sie, Anton war dabey, als das geschah, und der Graf äußerte in der ersten Bestürzung den Vorsatz, sich hier zu verbergen. Doch hatte er zuvor noch einen geheimen Briefwechsel mit dem alten Grafen, seinem Vater, den Anton besorgte, und dann mußte er sich von seinem Herrn trennen, der durchaus allein flüchten wollte, um sicherer zu entkommen. Der alte Herr Graf soll entsetzlich aufgebracht seyn, denn Anton sagt: der Vater des Verwundeten vermag alles über den Fürsten, und unser Herr könnte wohl ganz in Ungnade fallen, deswegen hat er auch seinem Sohn verbotben, sich auf das Stammhaus, oder auf irgend ein anderes unserer Schlöffer zu begeben, obgleich viele außer dem Gebieth des Fürsten liegen, wo also der junge Herr wohl sicher wäre. Nun also hat sich der Anton heimlich fortgemacht, um nachzusehen, ob auch der Graf Albert nicht bey uns wäre, und Anton wollte auch sogar schon Verfolger gesehen haben, so, daß er Gott dankte, ihn nicht zu finden. Stephanie, bey der jetzt eine schreckliche Angst erwachte, fragte die Alte mit zitternder Stimme: „und nicht wahr? Sie kennen den Grafen Albert?“ „Ey wohl wolks' ich ihn auf der Stelle erkennen,

„ob ich ihn gleich seit seinen Kinderjahren nicht  
widersah.“ Diese Antwort war nicht hinrei-  
chend, das Besorgniß der beängsteten Stephanie  
niederzuschlagen; der Gedanke an den Fremden,  
an seine einsame Erscheinung, an die Gefahr,  
von der er sprach, wenn sein Nahme entdeckt  
würde, zusammen gestellt mit der Idee an seine  
Verfolger, von denen Frau Berg versicherte,  
schon selbst verdächtige Leute um das Schloß ge-  
sehen zu haben; dieß alles machte ihr Blut er-  
starren. Ihr einziger schwacher Trost war die  
Versicherung der Frau Berg, daß sie den Gra-  
fen augenblicklich erkennen würde. Dennoch  
wagte sie nicht, dieser geschwägigen Frau, —  
die leicht alles verderben konnte, ihre Gedanken  
mitzutheilen, und schickte sie so bald als möglich  
fort, um sich in ihr Schlafgemach, aber nicht  
zur Ruhe zu begeben. Tausend schreckliche Ge-  
danken bestürmten ihre Seele, die alle die schwarze  
Farbe der Nacht trugen, und sie bis an den Mor-  
gen in einer Bewegung erhielten, die jede Ruhe  
unmöglich machte. Die Sonne stand schon hoch,  
als sie aus dem Schlummer erwachte, den sie  
endlich fand, und mit diesem lieblichen Schimmer  
fiel auch die Hoffnung in Stephaniens Herz,  
daß der Unbekannte und Albert gewiß zwey ganz  
verschiedene Personen wären. Diese Hoffnung  
wurde so lebendig in ihr, daß sie über die Angst

lächelte, die sie sich so vergebens gemacht hatte, und nur ihren Vetter Albert einen recht herzlichen Wunsch für seine Sicherheit nachsandte. Ach nicht bloß aus Furcht wegen seiner Verfolger, auch aus andern tief in der Seele schlafenden Gründen, wäre ihr der Gedanke schrecklich gewesen, in dem Unbekannten, für den ihr offnes Herz schon heiße Liebe fühlte, den Sohn einer so stolzen Familie zu finden, die ihr aus der Geschichte ihrer Mutter nur zu bekannt war, und seitdem nichts in ihrem hohen Sinn geändert zu haben schien. Heute konnte sie den Besuch des Fremden und eine Aufklärung all ihrer Zweifel erwarten, und ehe sie mit ihrer Arbeit auf ihr Lieblingsplätzchen ging, sagte sie der Frau Berg, man solle sie rufen, wenn der Fremde käme. Die Frau sah sie mit geheimnißvoller Miene an, indem sie sagte: „fällt Ihnen nichts bey diesem Herrn ein? Liebes Kind! — Ich wollte wetten, er geht uns näher an, als wir glauben, und wollte der Himmel, ich hätte ihn gestern nicht ganz aus der Acht gelassen, und dem treuen Anton von ihm gesagt — du lieber Gott! wer dachte denn in der Bestürzung an den? —“

Nun, und woher kommen Sie denn jetzt auf den Gedanken? sagten Sie nicht gestern

selbst, Sie würden ihn auf den ersten Blick erkennen? —

„Das wohl, mein Kind! Aber besserer Rath kömmt über Nacht! Auch erinnere ich mich jetzt recht wohl, daß mir der junge Herr gleich so bekannt vorkam — Gott weiß, wo ich die Augen hatte! nun Gott gebe, daß ihm noch nichts begegnet ist, oder daß der gute Anton ihn angetroffen hat, der unsere Gegend noch ein wenig durchstreifen wollte.“ Neue Angst besiel Stephanien bey diesem Geschwätz, doch auch der Trost war nicht fern, daß die Alte, so leicht als sie, auf diese Idee habe kommen können, aber auch eben so gut im Irrthum sey. Die Bekanntschaft mit seinen Zügen, die sie vorgab, galt Stephanien Nichts, und überdies war das Betragen des Fremden nicht das eines Verfolgten; frey und furchtlos war er zu jeder Tageszeit in der Nähe des Schlosses gewesen, ohne irgend eine Spur des Wunsches sich zu verbergen. Diese Ueberlegungen stillten ihre Unruhe so sehr, daß sie auf ihrer lieben Bank ganz heiter der süßen Erinnerung von gestern genoß. Der Vormittag verfloß ohne den erheynten Besuch, Frau Berg ward immer gewisser in ihrem Argwohn, und Stephanie versank aufs neue in ungewisse Zweifel. So verstrich auch der Nachmittag, und die Dämmerung sank herab, ohne daß der schei-

dende Tag die gewünschte Hoffnung erfüllt hätte. Die heftigste Unruhe quälte jetzt Stephania, und sie eilte ins Freye, fest überzeugt, daß nun für heute auf den Erwarteten nicht mehr zu hoffen sey. Sie durchstrich den ganzen Garten, dessen melancholischer Charakter noch mehr den Nebel verdichtete, der auf ihrer Seele lag, und erst als die Glocke des Schloßthurmes eine ziemlich späte Stunde schlug, bemerkte sie die Finsterniß in den dichten Gebüschcn um sich her. Ohne sich unten aufzuhalten, wollte sie die Treppe hinauf eilen, aber die keuchende Hausverwalterinn hielt sie auf, um ihr zu sagen, daß sie schon den ganzen Garten nach ihr durchsucht habe, weil der erwartete Besuch oben auf ihrem Zimmer sey: „Gehen Sie, nur hinauf,“ sagte sie — Sie werden hören, „daß alte Leute fast immer Recht haben.“ Oben in ihrem Zimmer fand Stephanie den unbekanntcn Jüngling, dessen Nahmen jetzt schon ihr klopfendes Herz nannte, in nachdenkend bekümmertcr Stellung ihrer wartend. Er eilte ihr entgegen, und in der heftigsten Bewegung nahm sie seine Hand mit den Worten: „Sie sind also wirklich — wirklich. — — Ja Stephanie, theures Mädchen, ich bin der Albert, der Glückliche, der Ihnen schon durch die Bande des Bluts verwandt war, ehe noch das Band der Liebe sich um sein Herz schlang. Lassen Sie uns jetzt weiter nichts

denken als dieses, und ganz jede andere Betrachtung verbannen. Es ist wahr, daß ein unglücklicher Zweykampf — den ich aber nicht ausweichen konnte, ohne meine Ehre empfindlich zu verletzen, mich auf eine Zeit lang heimlos machte, ja, selbst meinen Vater gegen mich aufbringt. Im ersten Augenblick der Bestürzung glaubte ich eine Zuflucht auf dem Schlosse meines Vaters zu finden, aber ein strenger Befehl meiner Aeltern, die nicht das Ansehen haben wollen, als beschützten sie den Beleidiger des Fürsten, versagte mir diesen Aufenthalt. Dennoch trieb mich ein unbekanntes Erwas, das ich erst jetzt verstehe, hier in diese Gegend, wo mich eine kleine anspruchslose Wohnung verbarg, und wo ich Sie fand. O! geliebtes Mädchen, wüßten Sie, wie dieses Zusammentreffen mein ganzes Wesen veränderte. Ich fürchtete nichts mehr, ich konnte nicht weichen von der Gegend, die Sie bewohnen, und ich werde sie auch jetzt nicht verlassen. Mein Wunsch war, mich hier im Schlosse niemanden zu entdecken, und seit langer Zeit abwesend hoffte ich unerkannt zu bleiben. Aber die gute Frau des Hausverwalters erkannte und ermahnte mich, diese Gegend so bald als möglich zu verlassen. Meine Aeltern dürfen nie erfahren, daß ich hier war; die gutherzige Alte versprach mir Verschwiegenheit. Darf ich gleich das Schloß nicht

besuchen, so werde ich dennoch den Ort nicht verlassen, der mich jetzt verbirgt, und mir das Glück gewährt, Sie zu sehen. Stephanie, außer sich vor Ueberraschung, und erschreckt von dem Vorsatz, den Albert gefaßt hatte, an einem Ort zu bleiben, der so nahe an der Residenz, und schon jetzt von Verfolgern erspäht war, wollte ihm eben darüber Vorstellungen machen, als Frau Berg mit Erfrischungen herein trat, die sie ihrem jungen Herrn mit allen Zeichen der herzlichsten Liebe both. Dessen ungeachtet aber vereinte sie ihre Bitten mit denen Stephaniens, diese Gegend so lange zu meiden, bis des Fürsten Zorn vorüber, und auch sein Vater besänftiget wäre. Er versprach endlich alles, mit der einzigen Bedingung, morgen nur noch ein Mahl auf das Schloß kommen zu dürfen, um, wie er vorgab, die Bilder seiner Vorfahren in dem großen Bildersaale zu sehen. Aber ein bedeutender Blick sagte Stephaniens, wie wenig Antheil die alten festen Ritter und ehrwürdigen Frauen an diesem Wunsche hätten. Man trennte sich bald, nachdem die Stunde des Wiedersehens bestimmt war, die auch zugleich nach Stephaniens eigenem Wunsche die Stunde der Trennung auf lange seyn sollte; denn weit zog sie die Sicherheit des Geliebten dem eignen Glücke, ihn zu sehen, vor.

Am andern Morgen, so bald es die Tages-

zeit schicklich machte, fand sich Albert auf dem Schlosse ein; aber nur in Begleitung der dienstfertigen Frau Berg durfte er in das Zimmer der Geliebten eintreten. Die gute Frau war so entzückt, das liebe Kind, — das sie so oft auf ihrem Schoosse gewiegt hatte, als einen so liebenswürdigen jungen Mann wieder zu sehen, daß sie sich nicht entschließen konnte, seiner Gesellschaft einen Augenblick zu entsagen; und kaum fand Albert Zeit, ein Blatt Papier in Stephaniens Hand zu drücken, das diese mit Erröthen empfing. Der Abschied war kurz und stumm, und nur von der wortreichen Alten hörte man Ermahnungen und Segenswünsche. Stephanie sprach bloß durch Thränen, die sich gewaltsam aus ihren Augen drängten, und beyde Frauen begleiteten den lieben Gast bis an das Thor des Schlosses, wo Stephanie ihm wehmüthig nachsah, bis seine theure Gestalt ihrem Blick verschwand. Mit dem Briefe in der Hand eilte sie jetzt in den Garten, des Geliebten Lebewohl in der tiefsten Einsamkeit zu lesen, und fand Folgendes:

„Wie soll ich Ihnen das Gefühl nennen, mit  
„dem ich jetzt in der einsamen schweigenden  
„Nacht mich mit dem Andenken an Sie be-  
„schäftige! O könnte ich alles, was in mir  
„spricht, auf dieses Blatt werfen, um Sie

„ganz mit dem bekannt zu machen, der Sie  
„liebt und ehrt; mit der heißen ersten Liebe,  
„die bis hierher, noch ohne Gegenstand, alles  
„Gute und Schöne umfaßte, das jetzt in ei-  
„nem holden Wesen vereint vor mir steht.  
„O könnt' ich sehen, theures Mädchen, ob  
„Ihre schönen Augen lächelnd oder zürnend auf  
„dieses Blatt blicken, dem ich alles anver-  
„traue, was mein Mund nicht auszusprechen  
„wagte! Ich kann — kann diese Gegend  
„nicht verlassen — verzeihen Sie mir diese  
„Täuschung; nie würde ich versprochen ha-  
„ben, was ich nicht halten kann, wenn nicht  
„die Gegenwart der Frau Berg mir Zwang  
„gebothen hätte. In der Nähe des Schlosses  
„bewohne ich ein Haus, wo ich mich ohne  
„Gefahr aufhalten kann. Niemand wird mich  
„dort auspähen, und ich werde Sie zuweilen  
„sehen und sprechen können, wenn die himm-  
„lische Güte mich nicht täuscht, die aus Ih-  
„rem sanften Auge spricht. O Stephanie!  
„Wenn Sie mich liebten! wenn Sie mir  
„Hoffnung gäben, Sie einst zu besitzen, dann  
„sollte es mein einziges Streben seyn, durch  
„alles, was nur der heißesten Liebe möglich ist,  
„Ihr Leben zu beglücken. Diesen Abend wer-  
„de ich an der Pforte seyn; darf ich eine  
„Antwort von Ihnen erwarten? die redliche

„offene Antwort Ihres Herzens, ob meine  
„glühende Liebe eine erwidierende Stimme in  
„Ihrem Innern findet? O dürfte ich der  
„süßen Ahndung Gehör geben, die mir schmei-  
„chelnd zuflüstert: daß unsere Seelen sich im  
„ersten Augenblick auf ewig verbanden; jeder  
„Hauch meines Lebens wäre dann ein Dank  
„für dieß unaussprechliche Glück. Leben Sie  
„wohl, theure Geliebte! Doch nur auf kurze  
„Zeit, ich sehe Sie wieder, und empfangen  
„aus Ihren Händen mein Schicksal.

Albert.

So war es denn gewiß, daß er sie liebte. Mit welchem Gefühl von Seligkeit und mit welcher Ruhe erfüllte dieser Gedanke Stephaniens Brust. Einen Augenblick genoß sie ganz rein dieses namenlosen Entzückens, mit Gewalt jeden Gedanken zurück stoßend, der sich zwischen sie und ihren Himmel drängen wollte. Doch nur zu bald zeigten sich ihrem Blicke die drohenden Hindernisse, die diese Liebe umringten. Der Sohn des Grafen von Altenstein, hoch, stolz, sich mit Fürsten messend, und die niedrige Tochter eines ausgestoßenen Zweiges eben dieser Familie, aus Güte in dem Schooße des Hauses geborgen. Bittend stand das Bild ihrer Pflegemutter vor ihr, und schien sie vor einer Leie

denschaft zu warnen, die sie, gleich ihrer Mutter, in den mit Blumen bedeckten Abgrund der Reue hinab ziehen könnte. So mischte das Schicksal den zum Dulden Erwählten schon den ersten Becher der süßesten Freude mit einem bittern Tropfen Wermuth. Doch es ist das Vorrecht der schuldlosen Liebe, daß selbst ihre Leiden dem hohen Genusse nichts rauben, sondern ihn nur noch vermehren können.

Stephanie gelobte sich feyerlich dem Gelübde treu zu bleiben, das ihre reine Seele gegen jedes Unrecht band; aber sie versagte sich es nicht, dem theuren Freunde die Gefühle ihres Herzens zu gestehen, die sie jedoch seinem Glücke, und dem Willen seiner Aeltern zu opfern, jeden Augenblick bereit war.

In ihrem einsamen Zimmer, vor dem Bilde ihrer theuren Mutter schrieb sie dem Geliebten. Sie sagte ihm alles, was ihr kindliches Herz ihr eingab, das, der Verstellung ungewohnt, sich gern der neuen süßen Regung hingab. Aber auch die Besorgnisse, die sich ihr aufdrangen, verschwieg sie ihm nicht; und eine wehmüthige Trauer endete das Blatt, das mit dem Entzücken des schönsten Geständnisses begonnen hatte. Pferdegetrappel auf dem Schloßhofe weckte Stephanien aus den Träumereyen, in die sie nach Vollendung ihres Briefes versunken

war. Sie trat an das Fenster, und ward eine ungewöhnliche Thätigkeit im Schlosse gewahr, und das Gedränge um den angekommenen Boten zeigte ihr, daß er etwas Wichtiges überbracht haben müsse. Schon wollte sie hierüber Belehrung suchen, als Frau Berg mit dem Bericht ins Zimmer trat: „daß die gnädige Herrschaft in einer Stunde hier eintreffen werde.“ Es war Stephanien jetzt, als ob diese Nachricht eine nicht ganz angenehme Empfindung in ihr erregte, und streng tadelte sie sich, da diese Regung ihr Mangel an Liebe, und Undank gegen die ankommenden Beschützer und Verwandten dünkte. Freylich war nun ein großer Theil der Freyheit dahin, mit der sie sich bisher ihren Lieblingsbeschäftigungen überlassen durfte, und ganz endete der Umgang mit ihrem Geliebten, der sich nunmehr wahrscheinlich aus der Gegend entfernen mußte, um den erzürnten Vater nicht durch Ungehorsam noch mehr wider sich zu reizen. Aber, es waren ja seine Aeltern, seine Schwester, die sie erwartete; die Personen, aus deren Händen sie einst ihr Glück empfangen sollte, wenn es ihr bestimmt war; und nur dieser Ueberlegung bedurfte es, ihr Herz den Erwarteten entgegen zu führen.

Nach einer Stunde, die von Seiten der Frau Berg mit unzähligen Anordnungen ver-

strich, wobey ihr Stephanie treulich an die Hand ging, fuhr der schwer bepactete Reisewagen in den Schloßhof, und Stephanie stürzte ihm entgegen. „Endlich wird mir denn das Glück, die Hand meiner geliebten Tante zu küssen,“ rief das holde Mädchen mit schönen Thränen, indem sie sich zu der eben aussteigenden Dame drängte, um ihr zu helfen. „Also Sie sind die Tochter meiner seligen Schwester?“ fragte die Gräfinn, und maß Stephanien mit einem langen Blick; „es freuet mich, mein Kind, Sie zu sehen. Jetzt helfen Sie doch meiner Jungfer, die mitgebrachten Sachen behuthsam aus dem Wagen packen; wenn ich ein wenig ausgeruht habe, werde ich Sie rufen lassen.“ Stephanie stand beschämt und bekümmert. Dieß war nicht der Empfang, den die Unerfahrene gehofft hatte; dieß war keine zweyte Madame Bernhard, wie sie oft in schönen Träumen sich die Beschützerinn mahlte. Ihre Augen suchten Trost, aber sie fielen auf zwey Gegenstände, die ihn nicht geben konnten. Der Graf, jetzt durch den unseligen Vorfall in der Residenz vollends um den letzten Rest guter Laune gebracht, die er zu Zeiten noch besaß, zeigte ihr ein so finstres Gesicht, daß sie fast froh war, von ihm gar nicht beachtet zu werden; und die junge Dame hatte so viel mit ihrem Lieblingshunde zu thun —

dem unter Weges das Bein beschädigt war, und der sich, wie sie sagte, von niemand als ihr anrühren lasse — daß auch hier die ersten Augenblicke der Bekanntschaft wenig Hoffnung für die Zukunft gaben. So geschwind als möglich endete Stephanie das ihr aufgetragene Geschäft. Es war so unwichtig, daß selbst das arglose Mädchen bald sah, man habe sie dadurch nur an ihre Abhängigkeit erinnern, sie nur in die Reihe stellen wollen, in die sie nach der Meinung dieser Familie gehörte. Ihr kleines Zimmer gab ihren Thränen freyen Lauf. Zum ersten Mahle fühlte sie die kalte Hand des gefühllosen Stolzes an ihrem warmen Herzen. Und je weniger sie die Möglichkeit dieser Behandlung geahndet hatte, desto heftiger war ihr Schmerz. Wie ein tröstender Engel stand jetzt Alberts liebes Bild vor ihrer Seele. Er liebte, er achtete sie — er hatte sie seiner werth gefunden, Troß ihres niedern Standes. Mit diesem Bewußtseyn konnte sie sich über die Verachtung derer erheben, die sie zurück stießen. Zwar sah sie in diesem Augenblicke die scheidenden Verhältnisse, die zwischen ihr und ihrem Freunde lagen, sich zur unabsehbaren Kluft ausdehnen; aber genug schon, daß die Liebe eines edeln Menschen sich dem Gefühl eignen Werths zugesellte,

um in dieser bittern Stunde ihre Thränen zu trocknen.

Es war schon ganz dunkel, als eine Bottschaft der Herrschaft sie hinunter rief. Sie warf, ehe sie ging, noch einen Blick auf die Gegend vor ihrem Fenster, wo sie den wartenden Albert vermuthen mußte, dem sie in einer eiligen Nachschrift, die Ankunft seiner Aeltern gemeldet, und ihn zur äußersten Vorsicht und baldigen Abreise ermahnt hatte. Aber er war noch nicht da. Die schrecklichste Angst folterte Stephanien, daß er sich unvorsichtig herwagen, und entdeckt werden könnte. Denn wenn gleich sie selbst nicht begriff, wie ein Sohn seine Aeltern zu fürchten habe, so war ihr doch das Besorgniß des Jünglings vor dieser Entdeckung schon genug, auch schien sie ihr weniger unnatürlich, seit sie die Familie kannte.

Ein großes, prächtig erleuchtetes Zimmer öffnete sich, und Stephanie erblickte im Hintergrunde desselben ihre Tante und deren Tochter in einer nachlässigen Stellung sitzend. Die Damen beyde waren, obgleich im Negligee, doch so gewählt gekleidet, als ob sie ganz andere Gäste erwarteten, wie die bescheidene Stephanie. Sehen Sie sich, mein Kind! — begann die Gräfinn, und winkte Stephanien auf einen Stuhl, der nicht weit von ihrem Sitze stand. Eine lange  
peins

peinliche Stille folgte dieser Aufforderung, die wir anwenden wollen, die neuen Ankömmlinge näher zu betrachten. Die Gräfinn war jetzt in den Jahren, welche so nahe an den Herbst des Lebens gränzen, daß nur sie selbst sich überreden konnte, die Reize des Frühlings noch täuschend nachahmen zu können. Das hohe Roth, welches ihre Wangen deckte, und der blendende jugendliche Puz, der sie umgab, verbarg nur ihre Augen den Mangel der Schönheit. Alles, was bey gefühlvollen Seelen, im heran nahenden Alter, an die Stelle dieser vergänglichen Blüthe tritt, und oft rührender, als sie selbst, das Herz anspricht — jeder Ausdruck von Güte, von Gefühl, von edler Wärme für das Gute — die selbst dem verblüheten Gesicht den schönsten Reiz leihen, fehlte dieser Frau, und nur Ehrgeiz und hochfliegender Stolz belebten ihre unbeseelten Züge. Eben so kalt ließ der Anblick der Tochter, ob er gleich dem Auge ein schönes Bild darboth. Eine lange majestätische Gestalt mit einem lieblichen blassen Gesicht, dessen regelmäßige Züge den Kenner der Schönheit befriedigen, das aber dem Forscher weder gute noch böse Neigungen verrieth. Die Haltung erinnerte augenblicklich an die Dame von Stande, die man in der Ferne bewunderte, während es nur bey ihr stand, sich durch jenes holde Vergessen ihres Ranges, Liebe

Serbstblumen II. Th. D

zu erwerben, das den Großen so schnell jedes Herz zu eigen macht.

„Sie haben Ihre Mutter nicht gekannt?  
„Stephanie, begann endlich die Gräfinn. Auch  
„ich erinnere mich ihrer nicht; und es wird da-  
„her bloß Ihr eignes Werk seyn, wenn Sie durch  
„pflichtvolles Betragen sich m e i n, und meiner  
„Familie Wohlwollen erwerben. — Armes Kind!  
„Schon vom Anfange Ihres Lebens trugen Sie  
„die Schuld Ihrer leichtsinnigen Mutter, die  
„Sie jedes Anspruchs auf die Rechte ihrer Vor-  
„fahren beraubte. Beruhigen Sie sich, Step-  
„hanie,“ fuhr sie fort — indem sie der Weinenden  
Herablassend die Hand reichte, „Sie werden  
„nicht verlassen seyn, ich meine es gut mit Ih-  
„nen, und Sie sollen nie über uns klagen, wenn  
„wir Sie unserer Liebe werth finden.“

Stephanie, schon durch diesen Schein von  
Herzlichkeit innig gerührt, dankte der Gräfinn  
auf das zärtlichste, und antwortete auf die Fra-  
ge: wie es ihr im Schlosse gefalle? mit dem Er-  
gusse ihrer schwärmerischen Liebe für die Natur,  
die dieses begünstigte Plätzchen umgab. Es freuet  
mich — nahm die Gräfinn lächelnd das Wort  
— daß Sie sich hier wohl befinden; denn Sie  
begreifen wohl, daß unsere Verhältnisse es nicht  
erlauben, Sie mit uns in die Residenz zu neh-  
men. Der Rang meines Gemahls und die

Gnade des Fürsten verwickeln uns in Zirkel, in denen Sie — theils nicht erscheinen dürfen, theils sich sehr gedrückt fühlen würden. Stephanie versicherte, daß sie keinen Hang nach den Freuden der großen Welt fühlte, und nichts wünsche als ein kleines Glück in häuslicher Stille. Gute Stephanie! ließ sich hier zum ersten Male die junge Gräfinn seufzend hören — Sie würden anders sprechen, wenn Sie diese Freuden näher kennen sollten! Doch — wohl Ihnen, es ist doppelt schrecklich, sie genossen zu haben, und sich dann in das Grab der Einsamkeit verbannt zu sehen. Bey diesen Worten warf die schöne Hermine einen finstern Blick in dem ziemlich freundlichen Grabe umher, das sie jetzt bewohnte, und ein noch mahliger tiefer Seufzer zeigte Stephanien, daß es ihr ganzer Ernst mit dieser Aeußerung war. Auch durfte man nur die Miene sehen, mit der sie bald den kleinen Hund auf ihrem Schooße streichelte, bald die Ringe an ihrer weißen Hand betrachtete, um die Langeweile, die sie folterte, mit ihr zu fühlen.

„Gib dich zufrieden, mein Kind! tröstete  
„sie die Mutter; deine Verbannung wird nicht  
„lange dauern. Wir haben mächtige Freun-  
„de, die die Unvorsichtigkeit deines unbesonnenen  
„Bruders bald wieder gut machen werden. Möge

Digitized by Google

„nur der Himmel unsere Gebethe für das Leben  
„seines Gegners erhören.“

Stephanie wagte es hier, die Schüchternheit zu überwinden, die sie beherrschte, und fragte zitternd nach dem Sohn des Hauses.

„Ich darf Ihnen Alles sagen,“ war die Antwort, „da ich mich von Ihrer Anhänglichkeit an das Haus Ihrer Verwandten überzeugt halte. Mein Sohn bekam in der Stadt eine Ehrensache mit einem jungen Manne, dem er schon etwas zu gute halten konnte, denn er ist der einzige Sohn des Lieblings Sr. Durchlaucht. Aber ohne diese Ueberlegung zu machen, reißt der Zorn den Unbesonnenen hin, er schlägt sich, und verwundet seinen Gegner tödtlich. Im ersten Augenblick glaubte man den jungen Mann todt, und mit Entsetzen vernahmen wir, wer sein Mörder sey. Mein Gemahl fand am nächsten Tage bey Hofe einen kalten Empfang, und selbst die Versicherung, den Schuldigen von uns zu verbannen, bis Se. Durchlaucht ihm zu verzeihen geruhen würden — selbst diese Versicherung konnte nicht ganz die vorige Gnade wieder herstellen. Ein vielvermögender Freund rieth uns, die Restenz jetzt zu verlassen, und seinen Händen unsere Sache zu vertrauen, die nun desto sicherer darin ruht, da er selbst mit uns in die engste

„Verbindung treten will. Sie sehen selbst, wie  
„gegründet unsere Hoffnung ist, recht bald wie-  
„der die Einsamkeit des Schlosses zu verlassen;  
„um so mehr, da die Aerzte erklärt haben, daß  
„einige Hoffnung zur Rettung des Verwunde-  
„ten da sey.“ Und Sie wissen nicht, fragte Ste-  
phanie, wo der Graf Albert ist? — „O ja Lie-  
„be! wir wissen seinen Aufenthalt; er ist auf  
„dem Gute einer seiner Tanten väterlicher Sei-  
„te, die schon lange ihn zu sehen wünschte, und  
„die von der Welt so abgezogen lebt, daß er  
„keine Entdeckung bey ihr zu fürchten hat.“

Hier ward die Unterredung durch die An-  
kunft des Grafen unterbrochen, welcher der Fa-  
milie eine Parthie vorschlug, und Stephaniem —  
die ihm vorgestellt ward, nach einem nachlässigen  
Grüße, die gewünschte Gelegenheit gab, sich auf  
ihr Zimmer zurück zu ziehen. Mit geflügelten  
Schritten eilte sie erst an die Pforte, wo sie Al-  
bert auf sich wartend wußte, und ihn auch un-  
ruhig hin und her gehend fand. Sie überreichte  
ihm ihren Brief, und beantwortete mit kurzen  
Worten seine Fragen, indem sie ihm auch den  
Ort nannte, an dem seine Aeltern ihn vermuthe-  
ten, und ihn herzlich bath, dieses Asyl je eher je  
lieber aufzusuchen. Alle Hoffnung der Gräfinn,  
recht bald Verzeihung für ihn zu gewinnen,  
zählte sie zu seinem Troste ihm auf, und nur von

den Angelegenheiten ihrer Liebe blieb sie, Trotz seinen Bitten — stumm. Ach wußte sie nicht zu gut, wie hoffnungslos diese Liebe war? Las sie nicht selbst in dem trüben Blick Ihres Freundes, daß auch er fühlte, was sein Mund verschwieg? Sie riß sich von ihm los, ohne ihm auf seine heißen Bitten eine zweite Zusammenkunft zu versprechen. Zu gefährlich schien ihr sein Umherstreifen um das Schloß, da selbst Frau Berg diesen Morgen schon deutliche Winke gegeben hatte, daß ihr junger Herr nicht umsonst diese Gegend so lange bewohne — sie zitterte, wenn es bemerkt würde, daß sie in irgend einem Einverständniß mit ihm war, und dringend bath sie ihn, sie zu verlassen, bis sie sich vielleicht einst unter minderm Zwange wiedersehen würden.

Wie viel kostete diese Bitte der armen Stephanie; doch die Hoffnung ist nie fern, ein junges Herz zu trösten, das die Welt nur noch von der lachenden Seite kennt. Manche ihrer Täuschungen war zwar schon mit dem heutigen Tage zerronnen. Die schwesterliche Freundinn, die liebenden Aeltern, die sie erwartete, waren gleich schönen Traumbildern verschwunden; aber sie rechnete dieß alles auf die Form der großen Welt, die ihr fremd war, und freuete sich kindlich der wenigen herzlichen Worte, die ihr von der Gräfin zu Theil wurden. Eine leise Hoffnung,

daß es einst ihr möglich werden könnte, durch Liebe und Pflichtübung die Vorurtheile zu überwinden, die sich ihrem Glück entgegen setzten, gab ihr Muth, diesem Ziele nachzustreben, und versüßte ihr auch jetzt den herben Abschied von dem Geliebten.

Der nächste Morgen brachte ihr eine Einladung zum Frühstück, wobey die Unterhaltung nicht sehr interessant war. Aus dem Kreise gerissen, in dem allein sie glänzen konnten, war diese Familie sich selbst eine Last. Die Gräfinn haßte das Haus ihrer Ahnen, und verweilte nur ungerne hier. Auch hatte sie es dieß Mahl nur wegen der Nähe der Residenz gewählt, damit die erwünschte Nachricht der Befreyung sie desto früher erreichen möchte. Noch nie hatte Stephanie so viel Langeweile gefühlt, als an diesem Tage, den sie fast ganz im Familien-Kreis brachte; und vergebens suchte sie alle Mittel hervor, diesen Feind zu bekämpfen. Ihre Guitarre, die ihr schon manchen frohen Augenblick gemacht hatte — seit der Bothe aus ihrer Heimath sie mitbrachte — erregte der jungen Gräfinn große Lust zur Musik. Sie ward gehohlet, man fing an zu spielen, aber bald war das Instrument verstimmt — bald war es heut ganz unmöglich, einen Ton zu singen; und als endlich, nach manchen mißlungenen Versuchen, ein Liedchen zu

Stande kam, so erregte dieß Lied so traurige Erinnerungen, daß die unschuldige Guitarre heftig auf die Seite geworfen ward. Jetzt sollte Stephanie spielen, doch die Rastlosigkeit ihrer schönen Cousine erlaubte ihr nicht lange ihre höhere Geschicklichkeit zu zeigen. Ein Spaziergang fiel ihr ein, und unsere Stephanie war froh, sich im Genusse der Natur von dem peinlichsten Zwange zu erholen.

Die beyden Mädchen gingen schweigend neben einander her, und Hermine sagte Stephanien endlich nicht undeutlich, daß sie eine bessere Unterhaltung von ihr erwartet hätte. Dieses wilde regellose Gebüsch, fuhr sie fort — eignet sich schlecht dazu, eine Person zu zerstreuen, die an die geschmackvollsten Freuden gewöhnt ist. Gott weiß, wie lang mir schon dieser Tag geworden ist; ich wollte, wir fänden wenigstens irgend ein Abenteuer, sey es, welches es wolle, es würde mir doch die schleichende Zeit verkürzen. Es war, als wollte der Zufall sich jetzt der armen jungen Dame erbarmen; denn wirklich entdeckten ihre überall herum schweifenden Blicke bald zwey Männergestalten, von denen die zitternde Stephanie den einen schon von weitem für Albert erkannte. „Lassen Sie uns augenblicklich umkehren,“ rief Stephanie mit einem Ton, der der Gräfinn hätte auffallen müssen, wäre nicht ihre

ganze Seele mit der Erwartung eines Abenteuers erfüllt gewesen. „Umkehren? — Nimmermehr werden Sie verlangen, daß ich, ohne geruhet zu haben, den weiten Weg, den Sie mich hierher führten, wieder zurück gehen soll? Sehen Sie, dieses Rasenplätzchen habe ich mir erwählt, hier wollen wir uns setzen, und nebener die Fremden erwarten, an denen wir vielleicht gar eine angenehme Nachbarschaft haben werden.“

Stephanie setzte sich, bebend vor Angst, und erhobte sich erst dann, als Albert — denn er war es wirklich — sich, nach einem kurzen Gespräch mit seinem Begleiter, plötzlich von ihm trennte, und den entgegen gesetzten Weg einschlug. Mit forschendem Blick sah sie in das Gesicht ihrer Begleiterin, das aber durch keine Veränderung zeigte, daß sie den Hinweggehenden gekannt habe, und Stephanie fühlte sich versucht, dem Himmel für die Kurzsichtigkeit der jungen Dame zu danken. Alberts Begleiter war indessen herankommen. Es war ein schlanker junger Mann in Officiers-Kleidung, hübsch genug, um einer nach Abenteuern schmachtenden Dame, — die weiter nichts wünscht, als ein Wesen, das ihre Schönheit bewundert, zu sehen — eine angenehme Erscheinung zu seyn. Doch liebte es ihr nicht, die Glorie der Hoheit von sich zu werfen, sondern sie ließ sie mehr als je strahlen, da der

Fremde mit einem sehr schmeichelhaften Compliment sich Glück wünschte, sie hier zu finden. Er rühmte sich, die Gegend, die er selbst jetzt bewohne, genau genug zu kennen, um ihnen manches reizende Plätzchen zu zeigen; und die kurze Ruhe hatte Herminen so wunderbar gestärkt, daß sie es muthig unternahm, den Spaziergang zu verlängern. Die Sonne sank hinter die fernen Gebirge, und Stephanie erinnerte an den Rückweg, der dann in Begleitung des Officiers angetreten ward. Am Schlosse trennte man sich, und der galante Kriegermann händigte den Damen ihre Arbeitsbeutel wieder ein, die zu tragen er sich durchaus nicht hatte nehmen lassen. Hermine war ganz verändert, die üble Laune hatte einer recht heitern Platz gemacht; sie hing sich an Stephaniens Arm, nannte sie ihre liebe Freundin, und fügte die Bitte hinzu, dieses kleinen Begegnisses im Schlosse nicht zu erwähnen.

Stephanie war kaum zu Hause angelangt, als sie um Erlaubniß bath, auf ihr Zimmer zu gehen, wo sie zu ihrem größten Erstaunen in ihrem Arbeitsbeutel — den sie von ungefähr öffnete, einen Brief von Albert fand. Das unangenehme Gefühl, einen Vertrauten ihrer Liebe zu haben, den sie sogar nicht kannte, hinderte sie eine Weile, das Blatt zu öffnen. Aber bald siegte die Ueberredung ihres Herzens, und der wichtige

Inhalt gab ihr so viel Stoff zu mannigfachen Gedanken, daß die Art, wie sie das Billet erhielt, darüber vergessen wurde.

Albert sagte ihr: — „wie sehr er selbst die „Schwierigkeiten fühle, die seinen Wünschen in „den Weg träten; Schwierigkeiten! die er dennoch zu besiegen den Muth in seiner Seele fühlte, wenn ihre Liebe der seinigen gleich wäre. „Er nannte ihr hierauf eine geheime Verbindung „als das einzige Mittel dazu, und unterstützte seinen Vorschlag mit allem, was die Liebe eingeben „kann, Bedenklichkeiten zu überwinden, die er „bey Stephaniens voraus setzen mußte.“ Vielleicht hätte jedes andere, eben so gute Mädchen seinen heißen Bitten, mit dem Gefühle ihres Herzens im Bunde — erlegen. Aber zu lebhaft stand die Warnung in dem Schicksal ihrer Mutter, vor Stephaniens Seele; zu oft hatte sie dem Schatten ihrer verklärten Erzieherinn gelobt, die Worte nie zu vergessen, die diese Fromme sterbend ihr zurief, als daß es ihr möglich gewesen wäre, ihr Glück auf dem Wege des Unrechts zu suchen. Nicht einen Augenblick wankte ihr Entschluß, aber mit heißen Thränen brachte sie das Opfer; und der Morgen fand sie, ohne daß der Schlummer ihr brennendes Auge gekühlt hätte. Zum Glück verlangte man diesen Vormittag nicht nach ihr, und sie konnte die Einsamkeit ihres Zim-

merk, die ihr so wohl that, ungestört genießen. Diese Mußestunden benutzte sie, um ihrem Albert den unwiderruflichen Entschluß zu melden, den sie gefaßt hatte, ob sie gleich noch nicht wußte, wie dieser Brief in seine Hände gelangen sollte, da sie es verschmähte, sich des Vertrauten zu bedienen, den er gewählt, selbst wenn der Zufall diesen ihr in den Weg führen sollte.

Gegen Abend kam Frau Berg, Stephanien zu ihrer Tante einzuladen, die nicht ganz wohl, und ganz allein sey. „Es sind Briefe aus der Residenz angekommen, — berichtete die gute Frau — die uns Gäste für die kommende Woche ankündigen, worüber die gnädige Gräfinn sehr erfreuet ist. Lieber Gott! die Stille auf dem Schlosse mag wohl den lieben Herrschaften schlecht behagen, ob es gleich auch unserer Gegend nicht an angenehmer Nachbarschaft fehlt. Ein junger Officier ist kürzlich hier angekommen; er besitzt das kleine Gut, das westwärts vom Schlosse liegt — zwar, so weit sind Sie wohl noch nicht gekommen?“ Stephanie hemmte hier den Strom ihrer Beredsamkeit durch die Bemerkung, daß es Zeit sey, sich zu ihrer Tante zu begeben. Sie begriff leicht, daß der junge Officier, von dem die Alte sprach, derselbe war, dessen Bekanntschaft sie gestern gemacht hatte; daß er wahrscheinlich ihres Alberts Freund — und seines

Keine Besingung der Ort sey, der diesen verbarg. Mit diesen Gedanken erreichte sie das Zimmer ihrer Tante, die auf einem Ruhebetto lag, und ihr mit leiser Stimme geboth, sich neben sie zu setzen, und ihr aus einem Buche vorzulesen, das vor ihr aufgeschlagen lag. Stephanie fragte nach ihrem Befinden, und erhielt eine Antwort, die sie ziemlich beruhigte. Langeweile und Ueberdruß quälten die Frau Gräfinn, und ob sie gleich dieser Krankheit andere vielbedeutende Nahmen gab, so konnte man doch bald bemerken, daß sie keiner Arzenei bedurfte, als eine Anregung ihrer Lieblingsleidenschaften, um völlig zu genesen. Die Erzählung von der Gesellschaft, die sie nächstens aus der Residenz erwartete, und einige Aufträge ihre Toilette betreffend — die sie Stephaniem noch vor der Vorlesung gab, — beschäftigten ihren Geist schon so angenehm, daß sie vollkommen das Ansehen einer Gesunden hatte, und erst, nachdem sie ausgesprochen, erinnerte sie sich, sie wolle krank seyn, und nahm den schwachen schmachttenden Ton wieder an, mit dem sie Stephaniem zuerst begrüßte. Stephanie mochte wohl eine Stunde gelesen haben, als Hermine herein traußte, und sich ermüdet auf einen Stuhl warf. Sie hatte, wie sie sagte, die Gegenden um das Schloß wieder besucht, und sie entzückend gefunden — „der Aufenthalt,“ setzte sie hinzu — ist

„wirklich erträglich genug, wenn man ihn nicht  
„selbst zur Einöde umschafft. Und ich hoffe, mit  
„Hülfe der lieben Gäste, die wir erwarten, und  
„vielleicht einiger Nachbarn des Schlosses, die  
„Zeit, welche wir hier leben müssen, recht ange-  
„nehm hinzubringen.“

Stephanie bewunderte die schnelle Verände-  
rung in den Gesinnungen der schönen Hermine.  
Aber sie wußte nicht, daß es Gemüther gibt, die  
sich schon glücklich fühlen, wenn nur irgend etwas  
Aeußeres der unerträglichsten Leere in ihrem In-  
nern abhilft. Hermine war an die Zerstreungen  
der großen Welt gewöhnt, sie hatte sie von jeher  
genossen; denn wenn auch ihre Aeltern oft der  
Mode wegen einige Zeit auf das Land gingen,  
so blieb sie — um ihre Lehrstunden nicht zu un-  
terbrechen, doch stets in der Stadt zurück. Jetzt,  
auf ein Mahl, war sie in eine Lage versetzt, wo  
kein Ball, keine Assemblée, kein Schauspiel, ihre  
Fantasie beschäftigen konnte. Sie glaubte diesen  
Mangel nicht ertragen zu können, aber die neue  
Bekannthschaft, die ihr der Zufall verschaffte —  
und die noch dazu so ganz anders begann' als all  
ihre bisherigen — zusammen gestellt mit dem Man-  
gel an andern Gegenständen der Zerstreung;  
nahm mit einem Mahle ihre ganze Seele ein.  
Swar dachte sie noch immer mit Entzücken an die  
Rückkehr in ihre eigentliche Welt. Aber der

Raum, der sie davon trennte, war doch nun nicht mehr so leer an interessanten Begebenheiten. Der junge Officier war wirklich der vertraute Jugendgefährte von Stephaniens Geliebten, der jetzt in seinem Hause wohnte, und oft durch den kältern Freund von Unvorsichtigkeiten abgehalten ward. Er wünschte seinem Freunde zu nützen, und so entspann sich eine Bekanntschaft, die doch auch für ihn nicht ganz ohne Interesse blieb. Der Brief, den er gestern in Stephaniens Arbeitsbeutel zu zaubern wußte, war das letzte Mittel, welches er Albert anzuwenden gestattete, sich des geliebten Mädchens auf immer zu versichern. Nur die Antwort wollte man abwarten, um entweder mit ihr zu fliehen, oder allein eine Gegend zu meiden, wo Albert — nach der Einsicht seines Freundes, der seine ganze Lage kannte, nicht länger bleiben durfte. Schon gestern hatte sich dieser nur mit Mühe den Blicken der Frau Berg entzogen, die ein Geschäft auf das Gut seines Freundes führte; und Berghof ging also allein aus, in Hoffnung, den Damen zu begegnen, und vielleicht ein unbelauschtes Wort mit Stephaniens zu wechseln. Er fand nur Herminen, die sich selbst überredete, daß die schöne Gegend ihre Schritte wieder nach dem gestern besuchten Orte lenke, und er brachte seinem wartenden Freunde bloß die Hoffnung mit, daß er morgen das Schloß

befuchen werde, wozu die junge Gräfinn ihm Erlaubniß ertheilt hatte.

Des Grafen Ankunft machte, wie gewöhnlich, allem gemeinschaftlichen Gespräch ein Ende. Finster und stolz ging er im Zimmer auf und ab; und nur zuweilen richtete er einzelne Worte an seine Gemahlinn oder Herminen. Stephanien schien er gar nicht zu bemerken, und diese nahm daher die erste Gelegenheit wahr, sich von der Gräfinn zu beurlauben.

Raum war sie auf ihrem Zimmer angekommen, als liebliche leise Flörentöne ihr Ohr trafen. Die Musik mußte dicht unter ihrem Fenster seyn, und ihr lautklopfendes Herz sagte ihr bald, von wem diese sanften Laute kamen. Bald zeigte sich auch ihren Augen die theure Gestalt, dicht an die Mauer des Schlosses gedrückt. Bey dem Geräusch des aufgehenden Fensters schwieg die Flöte, und ein ganz leiser Gesang sagte Stephanien, in verstellten Worten — die Bitte um eine augenblickliche Unterredung. Zu lebhaft trat das eigene Herz des liebenden Mädchens diesem Wunsche bey, als daß sie hätte abgeschlagen werden können, auch geborh ja selbst die Klugheit, Albert, so bald als möglich, die Antwort auf seinen Vorschlag zu überbringen — ihre harte Antwort, die nur sie selbst ihm geben wollte, um durch den Anblick ihrer eigenen Trauer sein Herz mit

mit ihrem Entschluß zu versöhnen. Zitternd eilte sie die Treppe hinab! Ach sie ging ja, um ein liebendes Herz zu verwunden, um dem schönsten Glück des Lebens zu entsagen; denn nur zu gewiß glaubte sie es nun nie zu erreichen. Im Wohnzimmer war noch Licht, auch hörte sie laut sprechen, und in bebender Angst schlich sie vorüber. Draußen kam ihr Albert mit heißem Dank entgegen: „O Stephanie!“ rief er, und drückte die Bange fest an sich, „endlich seh’ ich Sie wieder, nach den schrecklichen Tagen des Zwanges, die mich fast zur Verzweiflung brachten; o sprechen Sie! Sind Sie ganz mein? — drücke ich in diesen seligen Augenblicken mein Eigenthum an meine Brust? haben Sie in meinen Vorschlag gewilliget? — Alles ist bereit, unser wartet das Glück in einsamer Stille, das höchste Glück des Lebens. Mag uns doch die Welt vergessen, wir bedürfen ihrer nicht. Das Thal, wohin ich meine Geliebte führe, wird unsere Welt sehn.“ Albert hätte noch lange fortsprechen können, ohne von Stephanien unterbrochen zu werden. Sie konnte sich nicht entschließen, das Wort auszusprechen, das alle diese schönen Träume zerstückte. Weinend sank sie an seine Brust, und reichte ihm das Blatt hin, das ihre Antwort enthielt. Was ist das? rief Albert aus — Sie weinen? O Stephanie, wäre es möglich, daß

Herbstblumen II. Th. E

Sie — Sie selbst mich zum Unglück verdammen? — — „Und kann ich anders? O Albert! Sie wissen nicht, was es mich kostet, einem Glück zu entsagen, das alle Wünsche meines Herzens erfüllte. Aber nie — „In diesem Augenblicke hörten sie ein Geräusch von der Pforte her, und kurz darauf erschien eine weiße Gestalt, in der Stephanie nur zu bald Herminen erkannte. Eilen Sie — eilen Sie! schrie Stephanie, von Schreck überwältigt, ich sehe Ihre Schwester — Himmel! wenn man uns entdeckt hätte! — — Ich gehe nicht! war die Antwort, ohne das Versprechen: Sie morgen um dieselbe Stunde hier wieder zu sehen, und dann das Lebewohl, wenn Sie können, Stephanie! und einen Trost, Engel des Himmels! ohne den ich nicht leben kann.

Stephanie versprach alles, und trieb ihn von sich. Denn nur der tiefe Schatten, in dem sie standen, konnte sie noch vor Herminens Blick verbergen. Kaum war Albert hinter einem Gebüsch verschwunden, als Stephanie schon die Stimme der Gefürchteten vernahm. Sie hier? rief sie ihr entgegen — und so allein? Ich suchte Sie auf Ihrem Zimmer, um noch ein Stündchen vor Schlafengehen zu verplaudern, Sie waren nicht da, und ich weiß nicht, ob eine geheime Ahndung mir sagte, wo ich Sie finden

würde. — Machen Sie oft solche Spaziergänge? — fragte sie mit einem Tone, der Stephaniens Angst, entdeckt zu seyn, auf das Höchste trieb. Mit ungewisser Stimme sagte sie eine Entschuldigung, die eben nicht geeignet war, einen Verdacht niederzuschlagen. Doch war dieser Verdacht ganz anderer Art, als die gute Stephanie glaubte. Nicht der Raub des Bruders war es, den Hermine von ihr fürchtete, sondern der Verlust eines Anbeters, den keine Dame ihrer Art gleichgültig erträgt, und der sie um so mehr geschmerzt haben würde, da zum ersten Male in ihrem Leben ihr Herz nicht ganz kalt bey der Eroberung blieb, die sie gemacht zu haben glaubte. Hermine war von Jugend auf der glatten Schmeicheleyen der Höflinge gewohnt, die entweder in ihr der reichen Erbinn großer Güter huldigten, oder ihrer Schönheit den verdienten Weihrauch darbrachten, ohne mehr dabey zu fühlen als kalte Bewunderung. Hermine nahm dieß alles als einen schuldigen Zoll ihrer Reize, es fiel ihr nicht ein, daß es anders seyn könnte, und ob es gleich ihrer Eitelkeit unentbehrliche Befriedigung war, so blieb doch ihr Herz ungerührt. Sie wußte, seit langer Zeit, daß sie dem jungen Baron von Braunsfels versprochen war, den sie nicht kannte, von dem aber die Residenz als von einem vorzüglichen jungen Manne sprach, der des schön-

sten Mädchens werth sey, und dieß war genug, Herminen zu überzeugen, daß der Baron für sie passe. Der reiche Brautschmuck, den sein Vater an ihrem letzten Geburtstage ihr im Nahmen ihres Verlobten überreichte, ließ sie mit Entzücken an den Tag ihrer Verbindung denken, und so war alles in der Ordnung. Man erwartete den Bräutigam in der Residenz. Glänzende Feste wurden angeordnet, die Herminens ganze Fantasie beschäftigten. Die Ankunft des Barons verschob sich von einer Woche zur andern, weil sein alter Führer unter Weges krank geworden war, und er ihn nicht verlassen wollte. Hermine zeigte keinen Kummer, denn es kam eine fremde Prinzessin nach Hofe, und da gab es glänzendere Feste, über welche die Glückliche leicht den niegekannten Bräutigam vergaß. Endlich, als alles bestimmt war, und der Vater den Tag seiner Ankunft bekannt machte, entfernte der unglückliche Zweykampf die Familie aus der Residenz. Wir haben den Unmuth gesehen, mit dem die junge Gräfinn das Schloß betrat. Hier gab es keine Lustbarkeiten, hier schlichen die Tage ohne Auszeichnung, einer dem andern ähnlich — dahin; und wir müssen gestehen, daß eine Dame, wie Hermine, der alle Eindrücke von Aussen kommen mußten, die keinen Begriff davon hatte, daß die Uebung angenehmer Talente etwas anders

zum Zweck haben könnte, als vor einer Gesellschaft damit zu glänzen — daß eine solche Dame diesen Ort mit Schauern betreten mußte. Um so glücklicher fühlte sie sich, als ihr auf einmahl in dieser Einöde die schöne Gestalt des jungen von Berghof erschien.

Der Ton, in dem er mit mir sprach, war ihr neu, denn es war nicht die gewöhnliche Form, mit welcher in der großen Welt eine Bekanntschaft beginnt. Die Bewunderung, die ihr erster Anblick dem jungen feurigen Mann einflößte, äußerte sich so warm, so ohne allen Rückhalt, daß Hermine mit dem eigenen Scharfblick ihres Geschlechts, sie bald für etwas anders erkannte, als die gezwungenen Schmeicheleyen der Herren aus ihrem Zirkel. Berghof war ein schöner Mann, von leichtem fröhlichen Charakter, gewohnt die Blumen der Freude — wo er sie fand — mit unbefangenen Sinn zu brechen. Liebe, wie sie in tiefen Gemüthern wohnt, war nie in seine Seele gedrungen, aber eine kleine Herzensangelegenheit war ihm unentbehrlich. Hermine gefiel ihm auf den ersten Blick; der hohe Ton, mit dem sie ihn empfing, schreckte ihn nicht, weit mehr würde es die ruhige Würde gethan haben, mit der Stephanie neben ihr stand. Er beschloß die Bekanntschaft fortzusetzen, und schon den nächsten Tag traf dieß Paar durch Zufall wie-

der zusammen. Hermine lud den angenehmen Nachbar auf das Schloß ein, man sprach von Musik, die eines dem andern zu Gefallen als die angenehmste Beschäftigung einsamer Stunden erkannte. Der stürmische Jüngling, welcher bald inne wurde, daß der steife Ton der Hoheit, gegen seine offene ungezwungene Weise nicht aushielt, ging mit hohem Muthe dem Ziele näher; und Hermine verließ ihn mit dem heißesten Wunsche: dieß möchte der ihr bestimmte Gemahl seyn. Sie zürnte nicht über das Geständniß seiner Liebe, das ihm ja — wie er sagte — eine noch nie gefühlte Leidenschaft entriß. Und fühlte sie nicht selbst in ihrem Herzen eine Stimme für ihn sprechen, die sich noch für keinen Andern erhob? In entzückenden, ihr ganz neuen Träumereyen verloren, saß sie an dem geöffneten Fenster, während ihre Aeltern Plane für die wachsende Hoheit ihres Hauses entwarfen. Hermine hörte nichts davon; der Roman, den sie spannt, versetzte sie eben in einen großen Saal bey Hofe, der liebe Fremde — dessen einfachen Nahmen sie zwar erst vor wenig Stunden erfahren hatte, war dennoch durch die Zauberey ihrer Fantasie ein großer Herr geworden, dessen Huldigung nur Sie empfing. — Die Töne der Flöte brachten ihr auf einmahl das Gefühl der Wirklichkeit zurück. „Er ist!“ rief es in ihr, und sogleich sagte sie

ihren Aeltern gute Nacht, und eilte auf Stephaniens Zimmer, von wo aus, wie sie glaubte, die Aussicht auf die Gegend gehen mußte, die ihr des Gewünschten Anblick zeigen würde. Die Musik schwieg, als sie Stephaniens Zimmer betrat; den leisen kurzen Gesang hatte sie noch auf dem Corridor vernommen, und ihr Herz schlug hoch vor Freude über dieses Opfer der Liebe, das sie sich so gewiß zueignete. Stephanie war nicht da, Hermine eilte an das Fenster, und sah den undeutlichen Umriß einer Gestalt, die sie an dem weißen Kleide bald erkannte. Mehr sah sie nicht, weil der tiefe Schatten nur dieß erkennen ließ; aber ihre Fantasie ersetzte das Uebrige. Sie besann sich keinen Augenblick, sie mußte die Schuldige entlarven, die ihr das entriß, was ihr schon theurer geworden, als sie sich selbst gesehen wollte — und die Verwirrung, in der sie Stephaniens fand, bestätigte ihren ganzen Verdacht.

Kaltsinnig trennten sich beyde Mädchen für die Nacht. Doch keine fand die Ruhe, die sie suchte. Der Kummer einer edeln Liebe hielt Stephaniens wach, während auch von Herminens Augen Zorn und gekränkte Eitelkeit den Schlaf verscheuchte.

Der nächste Tag brachte den jungen Berg-hof an den Ort seiner Wünsche. Er machte der Familie die Aufwartung, und alle waren

von ihm bezaubert. Er wußte den Herrn Grafen durch die tiefe Ehrfurcht, die er ihm bezeugte, und durch die Wappenkunde, die sein Lieblings-Studium war, ein gütiges Lächeln abzulocken. Seine geistreiche Unterhaltung, die sich gefällig nach jedem Geschmack seiner Zuhörer zu schmiegen wußte — so wie die vielen kleinen Geschicklichkeiten, mit denen er die Zeit unmerklich fliehen machte, gewannen ihm das ganze Herz der Frau Gräfinn, und kaum brauchte er sich noch als einen Jugendfreund ihres Sohnes anzukündigen, um eine Einladung für alle folgenden Tage zu erhalten.

Wer war froher als Hermine, die mit einer reineren Freude als jemahls, die die Bewunderung ihrer Reize in ihr hervor brachte, in den Blicken des Jünglings seine Gefühle las. Der sie so quälende Argwohn war verschwunden, oder doch jetzt ganz vergessen. Stephanie war bey diesem Besuche nicht gegenwärtig gewesen; da ihre Seele zu beschäftigt war, um sich nach Gesellschaft zu sehnen, so blieb sie diesen ganzen Tag auf ihrem Zimmer, und vollendete die ihr von der Gräfinn aufgetragenen Arbeiten. Kaum hatte das nächtliche Dunkel seinen Schleier über die Gegend gezogen, welchen heut selbst nicht die sanften Strahlen des Mondes durchbrachen — als die Flöte Stephanien die Gegenwart des Ge-

liebten ankündigte. Ihr Herz schlug hoch, als sie diese leisen zitternden Töne vernahm, deren traurige Melodie ihre lang verhaltenen Thränen hervor lockte. Eben wollte sie gehen, als die Thür sich öffnete, und Hermine im Nachtkleide herein trat. „Guten Abend, Stephanie!“ hob sie an — „ich störe Sie doch nicht? die Zeit wird mir lang — das Wetter ist nicht schön genug, um zum Spaziergehen zu reizen, und ich will also den Rest des Abends bey Ihnen zubringen.“ Mit diesen Worten lehnte sie sich aus dem offenen Fenster, und hörte dem Flötenspiel mit so viel Aufmerksamkeit zu, daß Stephaniens Bestürzung von ihr unbemerkt blieb.

Die Musik schwieg endlich; und Hermine begann nun ein Gespräch, das durch ihre eigene Zerstreung und Stephaniens gänzliche Achsellosigkeit wohl das seltsamste war, das je geführt wurde. Hermine mußte endlich bemerken, wie unerwünscht ihre Gegenwart war; und eben dies bewog sie, ihren Besuch bis weit über die gewöhnliche Stunde auszudehnen. Sie glaubte in Stephaniens Angst die volle Bestätigung zu finden, daß auch diese eine Neigung für Berg-hof hätte, und war sie gleich gewiß, daß diese Neigung unerwiedert blieb, so war ihr doch schon der Gedanke einer Nebenbuhlerin unausstehlich. Stephanie hatte während der langen Zeit einige

Versuche gemacht, sich nur auf einen Augenblick zu dem zu stellen, der, wie sie wußte, ihrer mit Ungeduld wartete. Sie gab vor, etwas mit der Frau Berg sprechen zu müssen; aber auch diese kleine List war vergebens. „Wenn Sie „durchaus mir nicht ein Paar Stunden schenken „können, Stephanie“ — sagte Hermine, und ein Schatten überflog ihr schönes Gesicht — „so „werde ich Sie wenigstens begleiten, denn es „ist mir ganz unmöglich, in Ihrem Zimmer allein „zu bleiben, ohne einen geheimen Schauer zu „fühlen, der so unangenehm ist, daß Sie ihn „mir gewiß ersparen werden. Eins dieser Zim- „mer hat einst, wie ich glaube, meinem Groß- „vater zugehört, und ich erinnere mich noch aus „meinen Kinderjahren mancher Erzählungen — „sie rückte in diesem Augenblick näher an Ste- „phanien, und sah mit scheuem Blick nach der „Thür des verschlossenen Zimmers.“ Jene Thür — antwortete Stephanie, führt wirklich — wie man mir gesagt hat — — „Um Gottes Willen hören Sie nichts? „schrie Hermine zitternd vor Angst — jetzt wieder! — „Kommen Sie! Kommen Sie!“ — sie suchte Stephanien fortzuziehen, die sich widersetzte, und ihr eben ihre Furcht verweisen wollte, als sie wirklich selbst ein Geräusch in dem verschlossenen Zimmer hörte, das selbst ihr einen kleinen Schauer erregte, Hermi-

nen aber in Todesangst versetzte. „Ich bitte  
„Sie, Stephanie!“ rief sie — „bringen Sie mich  
„aus diesem abscheulichen Zimmer in das mei-  
„nige, denn ich bin so wenig fähig den Fuß auf  
„den Corridor zu setzen, als länger hier zu ver-  
„weilen.“ Stephanie nahm das Licht und ging  
mit der Bedenden, die sich fest an sie schloß,  
bis an den bewohnten Theil des Schlosses, in  
dem ihre Zimmer waren; und kehrte dann, ganz  
mit den Begebenheiten dieses Abends beschäftigt,  
zurück. Gern hätte sie noch einen Gang nach  
der Pforte gemacht, so unwahrscheinlich es auch  
war, daß sie Albert jetzt noch finden würde; aber  
sie fand sie verschlossen. In diesem Augenblick  
blies ein heftiger Zugwind das Licht in Step-  
haniens Hand aus — es war Mitternacht, alles  
schloß im Schlosse, und Stephanie, dem Ein-  
drucke der Nacht erliegend, verdoppelte ihre  
Schritte, die hallend wiedertönten. Als sie  
ihre Thür öffnete, blieb sie voll Entsetzen stehen,  
denn eine dunkle Gestalt saß am Fenster, das  
jetzt von den bleichen Strahlen des Mondes, der  
sich eben durch zerrissene Wolken stahl, sparsam  
erhellte wurde. Auf den unwillkürlichen Ausruf  
des Schreckens, mit dem sie fliehen wollte, er-  
hob sich die Gestalt, indem sie zugleich mit be-  
kannter Stimme Stephaniens Seele von allen  
Schreckbildern befreite. „Ich will nicht hoffen,

„liebes Mamselchen, daß ich Sie erschreckt habe,  
„be, ich wußte, daß Sie unsere junge Dame  
„begleiteten, denn ich stand hier in der Nähe  
„— und beschloß sogleich Sie zu erwarten, weil  
„ich Ihnen mancherley zu sagen habe.“ Aber  
mein Gott! gute Frau Berg, sagte die beruhigte  
Stephanie, was bringt sie so spät noch in  
diese Gegend? ich glaubte, die Gräfinn Hermine,  
die sich bey mir verspätete, wäre nebst mir die  
einzige Wachende im Schlosse. „Ich will Ihnen  
„alles erzählen, gutes Kind, aber — den  
„Finger auf den Mund — denn glauben Sie,  
„man braucht die Vorsicht, wenn man so lange  
„mit den vornehmen Leuten lebt. Da ist es  
„mit der Gnade, wie man eine Hand wendet,  
„und Sie werden schon hören, daß ich heute  
„schon kaum mit einem blauen Auge davon kam.  
„Nun als der gnädige Herr Graf und alle Dienerschaft  
„schon zur Ruhe waren; und auch ich  
„mein Kämmerlein bereits gesucht hatte, klopft  
„auf einmahl etwas an meine Thür. Ich mache  
„auf — denn ich dachte, daß etwa noch eins  
„von den Leuten eine Frage an mich hätte, denn  
„— wie oft werde ich bald hier, bald dorthin  
„begehrt — das sey Gott geklagt, daß ich keine  
„ruhige Stunde habe. Aber, was sah ich? Den-  
„ken Sie — nun ich rieb mir die Augen, weil  
„ich glaubte, es sey ein Blendwerk — die leid-

„haste Frau Gräfinn! ja, ja! vor meiner  
„Kammer.“

Sey sie nur still, Frau Berg, sagte sie, ich will einen Gang mit ihr machen, den ich mir schon lange vornahm — sagte sie — in meines seligen Herrn Vaters Zimmer, weil ich — ja; wie sagte sie nur — ja — weil ich sein Andenken feyern will, so, sagte sie. Ich wagte es nicht, ihr zu widersprechen, ob mich gleich ein Schauer überfiel, wegen der späten Stunde, und weil keins von uns um aller Welt Wunder bey Nacht in dieses Gemach ginge. Auch fiel mir doch gleich das Bild ein, das ich Ihnen gegeben habe, und kurz und gut, mir ward nicht wohl zu Muthe.

Nun? Also war meine Tante wirklich im Zimmer? fragte Stephanie.

„Ja wohl war sie darin, ich mußte draußen  
„warten, und sie blieb lange Zeit. Gott weiß,  
„wie sie des seligen Herrn Andenken feyerte;  
„mir war es, als ob sie etwas suchte — aber,  
„was geht das mich an. Eine dienende Person  
„muß weder Augen noch Ohren haben, und  
„meine Zunge kann ich im Zaum halten. Nun  
„da sah ich Sie über den Corridor gehen, und  
„gleich darauf kam die gnädige Frau ganz zornig  
„heraus, und fragte mich, wo das Bild ihrer  
„Schwester wäre? — hören Sie nur Mamsell,

„ich mußte die Wahrheit gestehen, daß ich es  
„nämlich Ihnen gegeben hätte, aber als sie mich  
„fragte: ob ich mich unterfangen hätte, Sie in  
„das verschlossene Gemach zu führen — Gott  
„verzeih mir! da mußte ich lügen, und wenn  
„der Bruder Anselm mein Beichtiger, selbst da-  
„bey gestanden hätte — — denn hätten Sie  
„das Gesicht gesehen? — Und nun wollte ich  
„Sie bitten, mich um Gottes willen nicht zu  
„verrathen.“

Seyn sie ganz ruhig, gute Frau Berg, sagte  
Stephanie, es thut mir so unendlich weh, Ih-  
nen Verdruß gemacht zu haben. Ich werde al-  
les thun, meine Tante zu besänftigen.

Frau Berg ging beruhigt, und Stephanie  
überließ sich jetzt nur dem Schmerz, die letzten  
Augenblicke versäumt zu haben, die ihr Schick-  
sal vielleicht der reinsten Liebe für immer be-  
stimmte. O so schwach war ja die Hoffnung auf  
die Zukunft, daß die Arme diese verlorenen Mo-  
mente als unerseßlich ansehen mußte; und die  
heissen Thränen, die sie weinte, durch keinen  
Schimmer des Trostes trocknen konnte. Alle  
andere Begebenheiten dieses Tages schwanden aus  
ihrem Sinn; sie sah nur ihn, wie er verge-  
bens in Sturm und Nacht ihrer wartete, und sie  
vielleicht des Kaltsinns beschuldigte. Erst spät  
entschlies die betrübte Stephanie, und die Sonne

stand schon hoch, als sie erwachte, und vernahm, daß ihre Tante schon zwey Mahl nach ihr geschickt habe.

Sie fand die Gräfinn allein, und ward von ihr mit einer Miene empfangen, in der auch jener Schein von Güte erloschen war, den sie bisher trug. Ich bin sehr unzufrieden mit Ihnen, Stephanie, hob sie an, Sie haben sich einer Sache bemächtigt, die — wenn auch an sich höchst unbedeutend, doch nun einmahl nicht Ihr Eigenthum war; Sie haben meine Dienerrinn verführt, um in ein Zimmer zu bringen, dessen traurigen Besiß ich mir allein für meinen Schmerz vorbehalten, weil es die Wohnung eines geliebten Vaters war.

Stephanie erinnerte sich ihres Versprechens, und obgleich ihre reine Seele sich sträubte, eine Unwahrheit zu sagen, so versicherte sie doch der Gräfinn, daß Frau Berg ihr nicht vergöunt hätte, die heilige Schwelle zu betreten, sondern nur ihren Bitten das Bild überliefert hätte. Ich bin strafbar, fuhr sie fort, und heiße Thränen erstickten ihre Worte. Aber das Herz, das mit kindlicher Liebe an dem Andenken eines Vaters hängt, wird mich gewiß entschuldigen, wenn ich mich sehnte, das einzige Vermächtniß meiner unglücklichen Mutter zu besitzen. „Es ist gut, Stephanie,“ sagte die Gräfinn etwas sanfter,

„es freuet mich, daß mein Verdacht gegen die alte Berg, die ich immer schätzte — ungegründet ist. Und ich schenke Ihnen jetzt das Bild Ihrer Mutter und Großmutter, das sich ohnedieß bloß durch einen Zufall in jenem Zimmer befand; denn Sie können denken, daß mein Vater sich nicht an seinem Anblick erfreuen konnte. Alles ist vergessen, nur bitte ich Sie, gedenken Sie gegen niemand etwas von dem Besitz dieses unglücklichen Bildes: wir werden jetzt Fremde aus der Residenz bey uns sehen, natürlich werden Sie nicht vermeiden können, sich ihnen zu zeigen; aber ich hoffe, daß Sie klug genug sind, einzusehen, es werde weder Ihnen noch uns zur Ehre gereichen, wenn Sie sich einer Verwandtschaft mit unserem Hause rühmten. Die Art, wie ich Sie einführen will, überlassen Sie mir ganz, und Sie werden sehen, daß der Schutz, den Sie bey mir genießen, Ihnen eine bessere Aufnahme verschaffen wird, als der traurige Ruhm: die Tochter einer solchen Mutter zu seyn.“

Wir wissen nicht, wie wir die Gefühle beschreiben sollen, mit denen Stephanie diese entsetzliche Rede anhörte. Gleichgültig ließ sie sich alle die Rechte rauben, auf welche sie nie Werth gelegt hatte. Schmerzlich sah sie den letzten Schatten von Nützung verschwinden, der noch in  
ih-

ihrer Brust für eine Frau lebte, welcher ihr gutes Herz Dank schuldig zu seyn glaubte. Aber mit edelm Unwillen erfüllte sie die verächtliche Erwähnung einer Mutter, die ihr schon als Kind in der Glorie eines dulddenden Engels vorschwebte. Es ist mein Stolz, gnädige Frau, antwortete sie — indem sie gewaltsam ihre Thränen zurück zwang, und mit einer Würde vor der Erstaunenden stand, die ihr alles gab, was ungerichter Hochmuth ihr entriß; es ist mein Stolz, die Tochter einer solchen Mutter zu seyn. Doch gern opfere ich Ihrem Willen den Ruhm, Ihrer Familie anzugehören, denn nicht Ruhm, sondern Liebe und sanfte Schonung einer Verlassenen war es, was ich mir in Ihrer Mitte versprach. Sie ging und ließ die Gräfinn in einer unbehaglichen Empfindung zurück, welche Gemüther, wie das ihrige, nie vergessen, oder verzeihen.

Wenige Tage nach diesem Vorfall erschienen die angekündigten Gäste auf dem Schlosse. Stephanie hatte in dieser Zeit völlige Muße gehabt, ihren traurigen Betrachtungen nachzuhängen, denn seit jener Scene sah sie ihre Tante nur, wenn es nicht zu vermeiden war, und Hermine lebte jetzt bloß für die Gesellschaft des jungen Berghofs, der täglich die Familie besuchte. Daß Albert fort war, war Stephanie nur zu ge-

Serbblumen II. Th. F

wiß; denn so sehnlich sie auch jeden Abend auf die bekannten Töne hoffte, so blieb doch alles still, und manche Stunde weihte sie traurend seinem Andenken, wenn sie einsam an ihrem Fenster dem Fluge der Wolken durch die Nacht folgte.

Stephanie hörte die rollenden Wagen in den Schloßhof kommen, ohne einen Wunsch nach der Bekanntschaft der Ankommenden zu fühlen. Ihre Seele kannte jetzt nur Einen Gedanken, und sie verschmähte alles, was sie davon entfernen konnte. Noch tiefer gedrückt fühlte sie sich durch die Behandlung ihrer Lante, als durch alle Sorgen ihres liebenden Herzens. O! wie schwer büßte sie jetzt den kindlichen Glauben, daß nur Liebe und Glück diese Erde bewohnen könnten, den die mitleidige Hand ihrer Erzieherinn ihr nicht rauben mochte. Grausame Güte! Mit kalter Hand entreißt uns die Welt diesen schönen Traum, und ohne ohne uns einen Trost für das Verlorene zu hinterlassen. Stephanie bangte jetzt vor dieser Welt, die ihr fremd und leer schien, und ungerne folgte sie dem Befehl ihrer Verwandten, der sie um die Theestunde in das Besuchzimmer rief.

Das holde Wesen, welches über Stephanien verbreitet war, und die bescheidene Würde, mit der sie den Saal betrat, zog die Blicke Aller auf die lebenswürdige Erscheinung, und gewann ihr

im Augenblicke ein Herz, das dem ihrigen verwandt war. Die Gräfinn stellte sie der Gesellschaft als eine verlassene Waise vor, die sie in ihren Schutz genommen, und eine hohe Röthe überzog Stephaniens Wangen bey den Complimenten, die man dem edeln Herzen ihrer Schützerinn verschwenderisch zollte. Sie trat in einen Fensterbogen, doppelt einsam unter dieser Menge, als eine junge Dame — deren Aufmerksamkeit sie vorzüglich auf sich gezogen hatte, sich ihr so liebreich nahte, daß Stephanie gern jede Kränkung vergaß. Die Fremde war die Tochter einer Jugendfreundinn der Gräfinn, die erst kürzlich aus dem Kloster, wo sie erzogen ward, in die Residenz kam. Sie erzählte Stephaniem, wie fremd ihr alles noch außer den Mauern ihres lieben Klosters sey, und wie sehr sie sich gefreuet hätte, aus dem Gewühl der Stadt in diesen ländlichen Aufenthalt zu kommen. Die beyden Mädchen verstanden sich bald, und knüpften in der ersten Stunde das Band einer Freundschaft, die Stephaniem über die unwürdige Behandlung ihrer Verwandten tröstend erhob, indem sie ihrem Herzen das süße Vertrauen auf Menschenwerth wiedergab.

Auch die übrige Gesellschaft lernte Stephanie durch den Mund ihrer liebenswürdigen Gefährtinn kennen; „Sehen Sie jenen Herrn mit dem

„Stern und Ordensband“ — belehrte sie ihre neue Freundin — — „das ist der geheime Rath Graf v. B\*\*“, dessen Sohn durch den jungen von Altenstein verwundet wurde. Der Graf ist selbst mit herüber gekommen, um seine Bereitwilligkeit zur Aussöhnung zu beweisen. Der Verwundete ist außer aller Gefahr, und so hoffen wir den armen Verbannten recht bald wieder in unserer Mitte zu sehen. O,“ fuhr sie fort, „welch ein vortrefflicher Mann ist der Graf Albert, kennen Sie ihn?“ Nein, erwiderte Stephanie stockend, und eine hohe Röthe übersflog ihr Gesicht, die die unschuldige Fragende bemerkt haben mußte, hätte sie nicht der Gegenstand, von dem sie sprach, zu sehr beschäftigt. Sein Zweykampf, fuhr sie fort, war eine sehr edle Handlung; für eine unglückliche Familie, die jener Wüstling beschimpfen wollte, wagte er sein Leben, und erntete den ewigen Dank der Geretteten. Stephanie war entzückt, das Lob ihres Geliebten so wahr und ungekünstelt zu hören. Sie drückte der holden Rednerin die Hand, und gewann sie noch im hohen Grade lieber, durch die Thränen, die in ihrem schwarzen Auge glänzten. „Der zweyte Fremde,“ begann Louise — so hieß das Fräulein — — „den Sie im Gespräch mit der Gräfinn Hermine sehen, ist der Baron Braunsfels, der Vater von Herminens

„Bräutigam, den man in einigen Tagen auch  
„hier erwartet.“ — Louise ward in dieser Er-  
zählung durch einen Wink ihrer Mutter unter-  
brochen, sie verließ Stephanien, um einer nicht  
so angenehmen Gesellschaft an ihrer Seite Platz  
zu machen. Der geheime Rath v. B\*\*\*  
hatte während der Unterredung mit der Gräfinn  
Zltenstein kein Auge von der lieblichen Gruppe  
der beyden Mädchen gewandt; und kaum sah er  
Louisen gehen, als er schnell noch ein Mahl der  
Gräfinn mit wichtiger Miene seine Verwendung  
bey Hofe versprach, und sie verließ, um zu Ste-  
phanien zu eilen. Er führte sich bey ihr mit ei-  
nem Strom fader Schmeicheleyen ein, die, so  
verbindlich sie immer waren, doch Stephanien  
den Abstand zwischen ihr und einem alles vermö-  
genden Günstling des Fürsten, einem hochgebo-  
renen Grafen, nicht vergessen machen sollten.  
Vergebens versuchte Stephanie, der diese Unter-  
redung endlich ganz unerträglich ward, sich zu  
entfernen; er hielt sie mit solcher Dreistigkeit zu-  
rück, daß sie schon an aller Erlösung von diesem  
elenden Geschwäze verzweifelte, als Berghof und  
Hermine sich zu ihr gesellten. Berghof hatte verge-  
bens den ganzen Abend auf einen Augenblick gewar-  
tet, ihr das letzte Lebwohl ihres Geliebten zu brin-  
gen; aber er sah sie immer umgeben, und ward von  
dem scharfen Auge der Eifersucht noch zum Ueber-

fluß so sorgsam bewacht, daß er jetzt sich begnügen mußte, im Allgemeinen zu erzählen: „sein Freund sey gestern nach Mitternacht abgereist. „Er war sehr traurig — fuhr er nachlässig fort — „indem er einen bedeutenden Blick auf Stephanie warf — eine Gegend zu verlassen, die „ihm unendlich theuer war, ob ihn gleich die „letzte Hoffnung hier täuschte.“ Stephanie, die bey dieser Nachricht — so sicher sie dieselbe voraus gesehen hatte — doch ihre Bewegung nicht verbergen konnte, eilte Herminen einen Vorwand zuzuflüstern, der ihre Entfernung schicklich machte, verbeugte sich, und flog aus dem Saal in ihr einsames Zimmer.

In stiller Trauer verstrichen Stephanien die Tage, die im Schlosse der Freude geweiht waren, Tausend vereinte Schmerzen kämpften in ihrer Seele. Der Abschied ihres Geliebten, der ihr alles war; der Zufall, der ihr sogar den Trost raubte, ihn noch ein Mahl — vielleicht zum letzten Mahle zu sehen; die unübersteiglichen Hindernisse, die ihrem schönsten einzigen Wunsche entgegen standen: o! dieß wäre schon genug gewesen, ihr Herz mit tiefer Trauer zu erfüllen. Doch dieß war nicht alles. Der edle Stolz, der schon in der frühesten Jugend ihre Brust bewohnte, ertrug nur schwer die Verläugnung und Verachtung,

mit der die Familie sie behandelte, und nur dieser Erolz; gab ihr noch Fassung, dieß alles mit gleichem Muthe zu dulden. Ihr einziger Trost war jetzt Louisens innige Hinneigung zu ihr, und die Verwandtschaft ihrer Seelen, die sie immer mehr erkannte, so sparsam auch die Augenblicke waren, welche sie einander schenken durften. Aber wie sehr ward ihr dieser Trost durch die lästige Zudringlichkeit des alten geheimen Raths von B\*\* verbittert, der sie auf jedem Schritt verfolgt, und endlich ganz deutlich mit der Erklärung einer Leidenschaft hervor trat, deren Möglichkeit Stephanie nie geahndet hatte. Nur selten zeigte sie sich jetzt in der Gesellschaft; und nur von wenigen ward ihre Gegenwart vermisst. Ihre Tante schwärmte in den süßen Hoffnungen, die Residenz bald wieder zu sehen, und auch der kalte stumme Graf lebte im nahen Sonnenschein höfischer Umgebung wieder auf. Hermine und Berghof schienen nur eins für das andere zu empfinden; weit entfernt in die Zukunft einen Blick zu werfen, war die Leichtsinrige ohne alle Unruhe, als ein Brief ihres Bräutigams, an dem nähmlichen Tage, wo er erwartet wurde, statt seiner erschien. Der alte Baron Braunsfels runzelt die Stirn, als er diesen Brief las, und entschuldigte seinen Sohn bey der schönen Braut, die kaum ihre Freude verhehlen konnte—

mit einer eiligen Reise zu einem sterbenden Oheim, dessen einziger Erbe er war. „Nur die Eile“ — fuhr er fort, „mit er diese Zeilen in dem Moment hinwarf, der seine schönsten Hoffnungen störte, konnte ihn hindern, seine Trauer über diese abermahlige Vereitelung unserer Wünsche Ihnen selbst zu sagen; aber bald wird er — wenigstens schriftlich, seine heiße Sehnsucht aussprechen.“ Hermine erröthet, und blickte schüchtern auf Berghof, der mit den Schnüren seines Achselbandes spielte, und ein Gesicht zeigte, dem man keine eigentliche Deutung geben konnte. Hermine war nun wieder eine Zeit lang sicher und ungestört in dem Genuß der Liebe, die sich jetzt ihres ganzen Wesens bemächtigt hatte. Sie verschloß ihre Blicke absichtlich der Zukunft, um die Gegenwart zu genießen; und als der angekündigte Brief ihres Bräutigams nach einigen Tagen wirklich erschien, und sie auf einen Moment an ihre sonderbare Lage erinnerte, da fand sie das Nachdenken, in welches er sie versetzte, so lästig, daß sie ihn unwillig von sich warf, und die bequeme wohlthätige Binde wieder vor die Augen nahm.

Berghof hatte endlich Gelegenheit gefunden, Stephanien ein Billet einzuhändigen, das sein Freund ihm in jener Nacht zurück gelassen. Mit Entzücken empfing sie dieß theure Pfand seines

Andenkens, seiner Liebe, die ihr einziges Glück war. Seine Klagen, seine Vorwürfe, sein Schmerz über die getäuschte Hoffnung, sie schon jetzt zu besitzen — seine Erzählung, wie er im nächtlichen Sturm und Dunkel ihrer vergebens harrete, und endlich doch fort mußte — fort — ohne sie gesehen zu haben — lockten zwar ihre Thränen häufig hervor, aber ein unaussprechliches süßes Gefühl gab ihr doch der Schwur ewiger Liebe und Treue, das Versprechen: mit unerschütterlichem Muthe dem Ziele seiner Wünsche entgegen zu streben. Warm und innig dankte sie Gott für diesen Trost, denn sie besaß ja nun in den Worten ihres Geliebten einen schirmenden Schild gegen alle Stacheln des Kammers, die ein unverdientes Geschick ihr reichte. Es gibt nur ein Gefühl, das so mächtig alle Nebel des Grams zerstreut — alle Besorgnisse in Nichts, und seine kleinsten Geschenke in Freuden des Himmels verwandelt; wer hätte nicht einen Augenblick im Leben mit Stephanien empfunden, und wer gesteht nicht, daß ein solcher Augenblick Jahre aufwiegt!

Der nächste Tag war zur Abreise der Gäste bestimmt. Louise wollte ihre Freundin noch ein Mahl ungestört sehen, und blieb unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit in ihrem Zimmer, um Stephanien aufzusuchen. Ein laßes Klopfen

hörte die Glückliche; sie öffnete und Louise im  
leichten Nachtkleide slog an ihre Arme: „Bald  
„Geliebte“ — sprach das holde Mädchen —  
„bald sehen wir uns nun nicht mehr! Und so  
„wenig Minuten konnte ich hier deinen Umgang  
„genießen. Ja! Du mußt mir das trauliche  
„Du gönnen, und an diesem Abend — dem  
„Letzten — wollen wir den Bund einer Freund-  
„schaft weihen, die ich noch nie gegen eine meiner  
„Gespielinnen so wahr und innig fühlte. Meine  
„frühe Kindheit knüpfte keine Bande dieser Art,  
„denn das Kloster, in dem ich erzogen ward,  
„beherbergte keine Kostgängerinn meines Alters  
„als mich. Die guten Pflegerinnen meiner Ju-  
„gend hatten fast alle schon den Herbst des Le-  
„bens erreicht, als ich denken und empfinden  
„lernte; und was ich für sie fühlte, war wohl  
„schön und wohlthuend, wäre wohl im Stande,  
„mich zu ihnen zurück zu führen — wenn nicht  
„ein Band mich an die Welt fesselte — aber  
„Freundschaft, wie Du sie mir einflößest, war es  
„nicht. Ich trat aus dem lieben Kloster in das  
„Leben. Ach Stephanie! welch ein Leben für  
„ein Herz, wie das meinige. Liebe suchte ich  
„vergebens in den Gespielinnen, die man mir  
„gab, und schon wollte ich das Versprechen der  
„Rückkehr erfüllen, mit dem ich mich aus den  
„Armen der weinenden Domina riß, aber —

„O! Stephanie! da entriß ein Augenblick dem  
„Himmel mein Herz. Erröthend sank sie hier  
„der gerührten Stephanie an die Brust, indem  
„sie ihr ins Ohr flüsterte: Du sollst Alles!  
„Alles wissen“ — — Die Thür öffnete sich,  
und Stephaniens Lante trat ein. Mit Er-  
staunen sah sie Louisen, äußerte, wie sie wün-  
sche, Stephanie allein zu sprechen, und daß  
Louisens Mutter sich in ihr Zimmer zurück ge-  
zogen habe, wo sie diese vermuthlich erwartete.  
Louise entfernte sich eilig, und Stephanie erstaunt  
über den unerwarteten Besuch, blieb mit der  
Gräfinn allein.

Ich hoffe Stephanie, begann diese nach einer  
Pause, daß du nicht so unvorsichtig gewesen bist,  
die kleinen Geheimnisse des Fräuleins mit den  
Deinigen einzutauschen. Louise ist ein Kind, ein  
gutes; aber doch immer ein Kind. Das Klo-  
ster hat dem Mädchen einen Anstrich von Empfind-  
samkeit gegeben, den die Welt nur langsam ver-  
wischen wird. Du bist klüger, und wirst es  
ihrer einfältigen Erziehung zuschreiben, wenn sie  
ihres Standes vergißt. Jetzt höre mich an,  
denn nur Deines Glücks wegen, das mir sehr am  
Herzen liegt, komme ich so spät zu Dir. „Der  
„geheime Rath von B\*\* hat viel Wohlwollen  
„für Dich, und hat mir heut einen so vortheil-

„hastest Antrag gemacht, daß Du Dein Geschick  
„nicht genug preisen kannst.“

Stephanie erstarrte — — Nimmer war  
ihr in den Sinn gekommen, daß dieser Mann,  
der selbst in seine größten Schmeicheleyen demü-  
thigende Erinnerungen an ihre Abhängigkeit  
mischte, so von seiner Höhe herab steigen könnte.  
Eben wollte sie ihrer Tante diese Ueberraschung  
und ihren Abscheu vor dieser Ehe äußern — —  
aber die Gräfinn ließ sie nicht ausreden.

„Du wirst Dich vielleicht des jungen Secre-  
„tars erinnern, Stephanie, der mit Sr. Excels-  
„lenz hier ist — ich weiß nicht, ob Du ihn be-  
„merkt hast, er aber hat Dich bemerkt, wie  
„der geheime Rath uns versichert, und dieser  
„wünscht, Dich für seinen Liebling zur Frau.  
„Du kannst denken, was so ein bedeutender  
„Mann für einen Günstling thun kann; und  
„daß also Dein Glück auf alle Weise gesichert  
„ist. Entzückt, daß wir dem geheimen Rath ei-  
„nen Beweis unserer Achtung geben können,  
„haben ich und mein Mann in diesen Vorschlag  
„gewilligt, und Du wirst morgen bey der Ab-  
„reise des geheimen Rathes — wo er sich selbst  
„an Dich wenden will — unserem Willen ge-  
„mäß, Dein Jawort geben.“

Hier endete die Gräfinn, und erwartete nichts  
weniger als einen Ausbruch des Danks von der

Geehrten. Aber Stephanie blieb stumm; Staunen und Entsetzen verschlossen ihren Mund. Die Verfolgungen des geheimen Raths, seine ganz unzweydeutige Erklärung vor wenigen Tagen, und jetzt dieser Heirathsantrag mit einem Manne, der sie wahrscheinlich nie gesehen hatte — machten ein schreckliches Ganze. Erst lange nachher, und nach wiederhohlenen Fragen der Gräfinn, gestand sie dieser mit Thränen, was sie so gern verschwiegen hätte, weil sie es für entehrend hielt, fest überzeugt, daß es nur dieses Geständnisses bedürfe, um ihren Abscheu zu rechtfertigen.

Aber wie erstaunte sie, als statt des gehofften Mitleids ein lautes Lachen über ihre so seltsamen Einbildungen die ganze Antwort der Gräfinn war. Tief beschämt erklärte sie nun mit der Würde des Menschen gegen den Menschen! daß keine Macht im Stande seyn würde, sie zu diesem Schritt zu bewegen.

Der Zorn ihrer Tante war gränzenlos. Ein Glück auszuschlagen, welches in den Augen dieser Frau weit über Stephaniens Erwartung war, dieß hatte sie nicht von ihr erwartet. Sie gab ihr Bedenkzeit bis an den Morgen; und verließ sie mit der Drohung: ihre Hand ganz von ihr abzuziehen, wenn sie sich weigerte, ihren Willen zu befolgen.

Eine schreckliche Nacht folgte für die arme Stephanie auf diese Scene. Sie war fest entschlossen, dem geheimen Rath ein bestimmtes Nein zu antworten, sollte auch daraus entstehen, was nur wolle. O meine Mutter! rief sie voll Verzweiflung, das ist die Liebe, die dein Kind bey denen findet, die ihm die Nächsten auf der Welt sind! So stößt man mich aus dem Wohnort deiner Vorältern! Ein Strom von Thränen, die der Erinnerung einer frohen Vergangenheit flossen, verschuchte jede Annäherung des wohlthätigen Schlafes; ermattet und beynah frank sah sie die Morgenröthe herauf dämmern, und mit ihren ersten Strahlen setzte sie sich an den Schreibtisch, ihrer Tante die Unabänderlichkeit ihres Entschlusses zu melden: „Sie sagte „ibr ehrfurchtsvoll, aber entschlossen, daß sie nie „in ihren Vorschlag willigen könne; sie bath sie „kindlich und herzlich um Verzeihung; erklärte „aber, daß sie bereit sey, das Schloß mit innigem Danke für ihre Güte zu verlassen, und „einen andern Zufluchtsort aufzusuchen.“

Jetzt, nachdem sie das Billet dem Mädchen ihrer Tante eingehändigt hatte, die über ihr bleibendes Ansehen und ganz verweinten Augen erschrak, war Stephanie ruhig. Sie überdachte mit Besonnenheit den Plan zu ihrem künftigen Leben, und der erste Aufenthalt, welcher ihrem Geiste

sich darstellte, war ihre liebe Heimath. Dort wollte sie, bey der würdigen Familie des Predigers so lange leben, bis sie irgend eine Stelle, ihre Talente zu üben, finden würde. Schon versetzte sie sich in die friedlichen bekannten Gegenden, die sie aufwachsen sahen, und diese Träumereyen gossen eine wunderbare Ruhe in ihre empörte Brust. So fand sie der Ruf zum Frühstück; sie stahlte sich mit dem Muthe der Unschuld, und ging hinab in den Garten, wo sich die Gesellschaft zum letzten Mahle versammelt hatte.

Der erste Gegenstand vor ihren Blicken war ihre Tante, welche auf das Schloß zugin. Stephanie eilte in einen Nebengang, um ihr jetzt nicht zu begegnen, aber man war ihrer schon gewahr geworden, und sie ward zurück gerufen.

„Wie war es Dir möglich, Stephanie,“ redete die Gräfinn sie an, „meinen Eifer für Dein Glück, und die edle Gesinnung des geheimen Raths v. B\*\* so sehr zu verkennen. Es ist wahr, es wäre mein höchster Wunsch gewesen, Dich auf diese Art versorgt zu wissen, und es ist auch möglich, daß ich mich gestern im Zorn einiger Ausdrücke bediente, die meinem Herzen fremd sind, aber es ist keinesweges mein Plan, Dich zu zwingen, oder Dich von mir zu lassen — bleibe hier, wie bisher, lerne das

„Dir angebottene Glück besser würdigen, und  
„vielleicht läßt Zeit und Ueberlegung Dich  
„einen vernünftignern Entschluß fassen.“

Stephanie wollte antworten, allein die Gräfinn unterbrach sie. —

„Kein Wort mehr davon, Stephanie! Die  
„Mäßigung, mit der ich jetzt zu Dir spreche, ist  
„ein Werk des edeln Mannes, den Du so falsch  
„beurtheilst. Er will nur Deinem freyen Will-  
„len die Erfüllung seines Lieblingswunsches zu  
„danken haben. Du wirst also den jungen  
„Mann, den Du verwarfst, ohne ihn zu kennen,  
„nicht einmahl sehen; denn der gütige geheime  
„Rath will Dich jetzt durchaus nicht mehr mit  
„dieser Sache beunruhigen; urtheile daraus,  
„wie vielen Dank Du ihm schuldig bist.“

Hier reichte sie der Erstaunten die Hand zum Kusse, nannte sie ihre liebe Stephanie, eilte mit schnellen Schritten den Gang hinab, und ließ Stephanien voll Ueberraschung und Freude über diesen nie geahndeten glücklichen Ausgang zurück.

Sollten meine Leser auch so überrascht seyn, so muß ich ihnen sagen, daß die Sinnesänderung der Gräfinn allerdings ein Werk des geheimen Raths war. Der Inhalt des Briefes, den diese am Morgen von Stephanien erhielt, wurde ihm sogleich mitgetheilt. Und er beschloß, das  
schüch-

schüchternen Täubchen, dem er diesen Muth nicht zugetrauet hatte, doch immer lieber in dem Gewahrsam der ihm ganz ergebenen Gräfinn zu erhalten, als es in die weite Welt ziehen zu lassen. Seine Leidenschaft für das schöne Mädchen verstärkte sich nur mehr, je mehr er Hindernisse fand, wo er nie auch nur die kleinste Weigerung geträumt hatte. Er rieth der Gräfinn den Weg der Güte, und war nicht verlegen, bald einen zweyten Plan zu entwerfen, da der erste gescheitert war. Er begnügte sich, Stephaniem, als sie bey der Gesellschaft ankam, mit einer Entschuldigung, wegen der Unruhe, die sie seitnetwegen erlitten, zu empfangen, und behandelte sie aufmerksamer als je, doch ohne die Zuversichtlichkeit, die vorher jedes seiner Worte begleitete. Gern hätte Stephanie noch einen Augenblick der Unterhaltung mit ihrer Freundin geschenkt, aber jeder Versuch dazu war vergebens. Der geheime Rath verließ sie nicht, und die Wagen fuhren vor das Schloßthor, ohne daß ihr Wunsch erfüllt wurde. Die Gräfinn hatte Louisen in Beschlag genommen, und es schien, als wolle man absichtlich eine nähere Vertraulichkeit unter den jungen Mädchen verbürhen. Endlich trennte man sich. Der geheime Rath v. B\*\* versprach der Familie bald die Einladung des Fürsten nach Hofe; der Baron empfahl Her-

minen das Andenken seines Sohnes, und Louise riß sich mit aufrichtigen Thränen aus den Armen ihrer Freundin. Das Schloß war nun wieder still und leer. Nur Berghof, der jetzt allen ganz unentbehrlich war, besuchte es noch; aber auch sein Abschied war nahe, denn in wenigen Tagen ging sein Urlaub zu Ende.

Stephanie lebte jetzt fast immer nur in ihrem kleinen Zimmer. Ihre Weigerung hatte — die Gräfinn mochte sich verstellen, wie sie konnte — dennoch die Kälte noch vermehrt, die zwischen diesen so verschiedenen Gemüthern von jeher Statt fand. Herminen sah Stephanie fast gar nicht mehr, als in Gesellschaft ihres unzertrennlichen Gefährten, und so störte nichts ihre Einsamkeit, in der sie nur dem Andenken ihres Alberts lebte. Endlich erschien der Abend, an welchem Berghof scheiden mußte; das erste Frühroth sollte ihn schon auf der Reise finden. Mit einem höchst unbehaglichen Gefühle — das er tiefen Kummer nannte, weil es seinem frohen Gemüthe ganz fremd war — erfüllte ihn der Gedanke, Herminen zu verlassen. Noch nie war es einem Mädchen gelungen, ihn so zu fesseln. Der Leichtsinn, mit dem sie sich der Neigung zu ihm überließ, schmeichelte seiner Eitelkeit, und gewann durch diese mächtige Triebfeder sein ganzes Herz. Ihre kleinen Launen, ihr veränder-

liches Wesen, ihr Hang zum Vergnügen stimmten so sehr mit seinem eignen Charakter überein, daß sie, statt ihm zu mißfallen, seine Leidenschaft nur mehr reizte. — Ein immer gleicher stiller Sinn würde ihm Langeweile gemacht haben. Kurz, die Natur schuf diese beyden Wesen für einander, und Berghof gestand sich selbst: daß ein Wunder mit ihm vorgegangen seyn müsse, denn — der Verächter aller Fesseln, der größte Anbether der göttlichen Freyheit, wünschte — Herminens Hand.

Stephanie war diesen letzten Abend herunter gegangen, den guten Berghof noch sein Mahl zu sehen, der ihr wegen seiner frohen Laune und des offenen herzlichen Tones seiner Unterhaltung recht werth geworden war. Die Stimmung war wie gewöhnlich vor einer Trennung; das Gespräch gerieth jeden Augenblick ins Stocken. Der gleichgültige Theil der Gesellschaft sprach vom Reisen, von Wetter und Weg, die beyden Hauptpersonen wollten fröhlich scheinen, lebhaft sprechen, und versanken doch immer in stummes Nachdenken. Man wünschte — man hoffte auf baldiges Wiedersehen. Und allen war leichter, als Berghof endlich nach einem kurzen herzlichen Abschiede schnell hinweg eilte. Hermine klagte gleich darauf über Müdigkeit und zog sich zurück — und auch Ste-

phanie sagte der Tante gute Nacht, um noch einen Gang durch den Garten zu machen.

In Gedanken verloren, war sie an das dichte Gebüsch gekommen, welches ihr Lieblingsplätzchen einschloß, und eben wollte sie in das stille Dunkel dringen, als sie eine Stimme, von Thränen gehemmt, ein leises Lebewohl flüstern hörte. Stephanie erkannte bald Herminen, und wollte sich eben entfernen, als diese ihr aus dem Gebüsch entgegen stürzte. Herminens Thränen stockten, als sie Stephanie wahrnahm, und die sanfte Trauer in ihrem Gesicht verwandelte sich plötzlich in Unmuth. Wenn es der stolzen Stephanie nicht zu klein war, mich zu belauschen, so darf ich doch wohl wenigstens darauf rechnen, von ihr nicht verrathen zu werden — — mit diesen Worten, in die sie sich bemühte, alle Hoheit zu legen, die sie bisher freywillig abgelegt hatte — — wollte sie an Stephanie vorüber eilen, aber diese hielt sie zurück.

Könnten Sie wirklich glauben, Hermine, daß ich fähig wäre, Sie zu belauschen? Ein Zufall brachte mich in den Garten, und meine Vorliebe für den Ort, von welchem Sie kommen, lenkte meine Schritte hierher. Sie wähnte ich längst auf Ihrem Zimmer, wo ich Ihnen noch einen Besuch zudachte, um Ihnen etwas

zurück zu geben, das Sie wahrscheinlich verloren haben. „Es ist gut! Es ist gut! Stephanie,“ rief die Besänftigte, — indem sie die Hand abwehrte, mit welcher Stephanie ihr das Verlorene — ein Blatt Papier — reichte: „Ich sehe schon, was Sie mir geben wollen; es ist mir verhasst, weil es mich an mein Unglück erinnert. Zerreißen Sie den fatalen Brief — — machen Sie damit, was Sie wollen! Nur daß er mir nicht mehr vor die Augen kommt!“ — —

Stephanie wagte jetzt einen leisen Vorwurf über die Art, mit welcher Hermine den Brief vernachlässiget hatte. Wie leicht, sagte sie, konnte dieß halb vernichtete Blatt dem Vater des Barons in die Hände fallen, der seines Sohnes Hand erkannt haben würde, während ich nur aus dem zärtlichen Inhalt auf die Besitzerinn schloß, da die Aufschrift fehlt.

„Sie haben Recht, Stephanie, ich war zu unporsichtig. Aber wußte ich denn auch all diese Zeit über, wie mir war? Ach Gott weiß, ich bin recht froh, daß der Zufall — wie Sie sagen — Sie zur Vertrauten meines Geheimnisses gemacht hat, denn ich muß einmahl mein ganzes Herz ausschütten. Kommen Sie, Stephanie; wir setzen uns auf jenes Plätzchen, das Sie doch wohl ohnehin besuchen wollten, als Sie kamen.“

Stephanie überhörte die argwöhnischen Anspielungen, von denen Herminens Rede voll war, sie war dergleichen an der jungen Dame schon gewohnt, die immer einen Gegenstand suchte ihren Unmuth auszulassen; und schweigend folgte sie ihr zu dem Sitze. „An dem zärtlichen „Inhalt des Briefes also erriethen Sie seine „Besitzerinn? begann Hermine nach einem tiefen Seufzer, — ach Stephanie! dieser Inhalt eben ist es, der mich ganz von dem Schreiben abwendet, denn — wissen Sie, er liebt mich nicht, kann mich ja nicht lieben, da er mich nicht kennt. Er spricht von dem Rufe meiner Schönheit, meiner Liebenswürdigkeit; und dennoch hat ihn dieser Ruf nicht abgehalten, sich in Italien einer Andern zu verloben, wohl gar auf ewig zu verbinden.

Wie? unterbrach sie Stephanie, Sie wissen dieß, und woher? und Sie verhehlen es Ihren Aeltern?

„Sie lassen mich nicht ausreden und bestürmen mich mit Fragen, die ich vielleicht nicht einmahl befriedigend beantworten kann. Woher ich es weiß, ist gleichgültig; genug, daß ich es weiß. — Glauben Sie davon, was Sie wollen, wenn ich Ihnen sage: daß ich einem Traum, einem Gesicht — oder, wie Sie es sonst nennen mögen, diese wichtige Nach-

„richt verdanke. Es gibt Begünstigte des Him-  
„mels, die vom Rande des Verderbens zurück  
„gerissen werden! Genug ich glaube fest an  
„diese Sache, und wollte für deren Wirklichkeit  
„mein Leben lassen. Meine Aeltern dürfen  
„Nichts davon erfahren, ke in Wort. Denken  
„Sie, der Engel, der mich warnte, habe mir  
„geboten.“

Stephanie, erstaunt über dieß seltsame Ge-  
misch von Unsinn in Herminens Erzählung,  
wollte ihr eben eine Einwendung machen, aber  
Hermine ließ sie nicht zu Wort kommen, und  
sing fast weinend vor Unwillen von neuem an.

„Wenn ich es nicht sehr bereuen soll, Ste-  
„phanie, das Stillschweigen gegen Sie gebro-  
„chen zu haben, so müssen Sie mir heilig ver-  
„sprechen, dessen, was Sie von mir erfahren,  
„gegen niemand in der Welt zu erwähnen.  
„Uebrigens können Sie mir glauben, was die  
„frühere Verbindung meines so genannten Bräu-  
„tigams betrifft, der mich verschmähte, ohne mich  
„zu kennen. Ich bin keine Schwärmerinn, und  
„ich könnte Ihnen sichtbare Beweise geben, wenn  
„ich wollte. Doch genug hiervon. Ist es nicht  
„schon hinreichend, zu wissen, daß er seine An-  
„kunft von einem Monath zum andern ver-  
„schiebt? auch wenn mir nicht bekannt wäre,  
„daß er in diesem Augenblicke eine eilige Reise

„zu seiner Geliebten oder wohl gar Gemahlinn  
„gemacht hat, während sein Vater ihn am Bette  
„des todtkranken Oheims wähet? Nun — ich  
„verzeihe ihm herzlich“ — fuhr sie fort, und  
trocknete die Thränen, die ihr Stolz und ihre  
gekränkte Eigenliebe erpreßt hatten — „ich werde  
„auch ihn nie lieben, und bin entschlossen,  
„mein Glück nicht dem Willen meiner Aeltern  
„zu opfern.“

Stephanie wollte jetzt Herminen an den  
Rückweg erinnern, und ließ sie die zunehmende  
Dunkelheit bemerken. Herminens Geständnisse  
hatten wenig Anziehendes für sie, und es war  
ihr, als ob eine geheime Ahndung sie mahne,  
dem Strom ihrer Rede Einhalt zu thun. Aber  
die Rednerinn war einmahl im Zuge, und alles,  
was sich noch Geheimes auf dem Grund ihres  
Herzens befand, mußte weggeschafft werden.

„Unfreundliche! wie wenig Antheil neh-  
„men Sie an meinem Glücke!“ begann sie von  
neuem — und zog Stephanien wieder auf ih-  
ren Sitz zurück. „Aber mein Herz ist einmahl  
„voll, und ich will Ihren Rath. Sprechen Sie  
„selbst, liebe Stephanie, warum soll gerade ich  
„diesem Baron geopfert werden, weil es der  
„Vorthheil unsers Hauses verlangt,“ während  
„mein Bruder so glücklich war, nach seinem  
„Herzen wählen zu dürfen?“ — —

Ihr Bruder? Ihr Bruder Albert? schrie  
Stephanie.

„Nun ja! Mein Bruder liebt die kleine  
„Louise, die Ihnen so wohl gefiel, und kaum  
„bemerkten meine Aeltern diese gegenseitige Nei-  
„gung, als beyde ganz verschieden sich darüber  
„äußerten. Mein Vater hatte eine andere Par-  
„thie für Albert, meine Mutter hingegen —  
„nicht so wohl durch die Thränen und Bitten  
„der Liebenden, als durch ihre eigenen Wünsche  
„bewogen — drang bald durch, und brachte  
„meinen Bruder, nicht ohne Mühe, aber den-  
„noch in den Hafen seiner Wünsche. Mein  
„Vater mußte nachgeben, und ich ward dafür  
„zum Opfer seiner Plane bestimmt. Aber nie  
„werd' ich meinen Willen zwingen lassen; ich  
„gab Berghof mein Wort keines Andern  
„zu seyn, und ich will es halten!“ — —

Ist es möglich!! rief jetzt Stephanie, außer  
sich — ohne den letzten Theil von Herminens  
Rede beachtet zu haben. „Und warum setzt Sie  
das so in Erstaunen?“ erwiederte diese. Es ist  
wahr, ich könnte höhere Ansprüche machen; Sie  
haben Recht, mir meinen Entschluß zu verar-  
gen; aber Stephanie, wenn Sie liebten, wie  
ich, und so wieder geliebt würden, so würden  
Sie nicht mehr an der Möglichkeit zweifeln.

Endlich gewann Stephanie so viel Fassung,

Herminen noch ein Mahl an den Rückweg nach dem Schlosse zu mahnen, und diese ließ es sich jetzt, nach vollendeter Beichte, gefallen, ihrem Dringen zu folgen. Die Dunkelheit ließ sie Stephaniens Zustand übersehen, und die Bewegung, in der sie sich selbst befand, verstattete ihr nicht, das Stillschweigen ihrer Gefährtinn und ihre wankenden Schritte zu bemerken. Mit der nochmaligen Erinnerung an die Geheimhaltung ihrer Angelegenheiten trennte sie sich endlich von Stephanien, die von Schmerz übermannt auf ihrem Zimmer ankam.

Ich wage es nicht, ihre Gefühle zu beschreiben. Sie war vernichtet von dem Gedanken, sich so in dem Einigen geirrt zu haben, der ihren freudenlosen Tagen Hoffnung und Trost war. Ein Gewirr von Gefühlen bestürmte sie, deren keines Deutlichkeit hatte, und dieser Zustand der Betäubung war Wohlthat gegen das, was sie in der Folge bey ruhigerem Nachdenken empfand. Albert treulos! treulos gegen einen Engel, wie Louise, meineidig gegen Stephanien, die ihr ganzes Daseyn mit froher Zuversicht in seine Hände gegeben hatte. Diese Betrachtung war zu schrecklich für die Arme, und zerrüttete mit ewiger Wiederkehr ihren zarten Bau. Am Morgen fand die gute Frau Berg — die Stephanien ihr Frühstück brachte — sie ohne Be-

finnung in einem heftigen Fieber, und Wochen vergingen, ehe die sorgsame Wärterinn der armen Kranken einen Schimmer von Hoffnung sah.

Frau Berg war eine gute redliche Seele. Mit unerschütterlicher Treue hing sie an ihrer Herrschaft, von der sie doch manche zweydeutige Handlung sah, und nie mit liebevoller Güte behandelt ward — bloß weil sie gewohnt war, dieser Familie ihre Dienste, ihren Gehorsam zu weihen. Die Freunde dieses Hauses waren ihre Heiligen, die Feinde ihrer Herrschaft haßte sie mit unbestechlichem Eifer. O wie glücklich sind die Großen, im Besiß solcher Herzen, und wie oft werden diese Treuen von ihnen verächtlich in den Staub getreten, ohne darum weniger als vorher an ihnen zu hängen. Wüßten sie, wie ein Wort, ein gütiger Blick die Gemüther auf immer an sie fesselt, die das Schicksal ihnen unterwarf, o! sie würden sich des Vorrechts freuen, so leichten Lohn für die höchste Ergebenheit unverdorbener Seelen in ihrer Gewalt zu haben.

Stephanie, deren Mutter kein Gegenstand der Liebe und Achtung für die Berg war, die immer die Farbe des Hauses trug — hatte doch bald das ganze Herz dieser Redlichen durch ihr liebevolles, immer gleiches Betragen, gewonnen.

Sie war die Freundinn jedes Bedrängten, der Engel aller, die ihr nahen, und nicht lange hatte Frau Berg ihr stilles anspruchsloses Wirken gesehen, als sie die innigste Liebe für sie fühlte, eine Liebe, die der Beymischung von Ehrfurcht nicht bedurfte, welche ihre hohe Herrschaft von ihr empfing — — weil eine bessere Achtung ihr zur Seite stand.

Es war — nach einer Reihe von trüben Regentagen, ein heiterer Morgen, als Stephanie zum ersten Mahle nach einem erquickenden Schläfe die Augen wieder öffnete, und das neue Licht, wie aus langen schweren Träumen erwacht — begrüßte. Neben ihrem Bette saß die gute Frau Berg, und lobte Gott, mit einem freudigen Blick gen Himmel. Stephanie nannte ihren Nahmen, und ein zweyter froher Ausruf war die Antwort: „Gott sey Dank, daß Sie mich wieder kennen! beste, liebe Mamsell. Ach, du mein Himmel, wenn ich noch an die starren Blicke denke, mit denen Sie uns diese Zeit über alle Mahl ansahen; das Herz hätte mir brechen mögen. Wie oft habe ich hier gestanden, ich, und noch Einer — nun, ich darf noch nicht viel mit Ihnen reden; aber freuen, ja, freuen kann ich mich doch recht herzlich.“

Stephanie drückte ihre Hand mit einem krummen Blick des Dankes. Sie konnte alles

noch nicht fassen, was um sie vorging, und sank bald in einen neuen erquickenden Schlummer. Frau Berg hatte indessen den Arzt, der Stephaniens Leben in den letzten Tagen ganz verloren glaubte, von der glücklichen Veränderung benachrichtiget, und trat jetzt mit ihm zu der Erwachten, die vergebens strebte, die Vorgänge der letzten Zeit an einander zu reihen. Wohl ihr, daß es ihr noch nicht gelang. Die Erinnerung aller Leiden, die in einem so kurzen Zeitraum auf sie einströmten, wäre hinreichend gewesen, sie in den vorigen trostlosen Zustand zurück zu werfen, aus dem sie ihre Jugend und die liebevolle Pflege ihrer Wärterinn gerissen hatte. Der Arzt gab einige Verordnungen und entfernte sich. Die gute Berg nahm Platz an Stephaniens Bette, um die Fragen zu befriedigen, die diese an sie that. Doch erzählte sie mit der Vorsicht, die sie für die Kranke nöthig fand, und ließ manchen Umstand weg, der, wie sie glaubte, zu heftig auf ihre Zuhörerinn wirken könnte.

„Sehen Sie, beste, liebe Mamsell, es sind  
„schon beynabe drey Wochen, daß ich Sie an  
„jenem Unglückstage todtkrank, und in vollem  
„Fieber fand. Gott weiß, wie ich mich um  
„Sie kränkte, denn ich glaubte, Sie wären ein  
„Kind des Todes; wie Sie denn auch leiden  
„lange genug am Rande des Grabes schwebten.

„Unsere gnädige Herrschaft ließen sogleich den  
„Arzt aus der nächsten Stadt kommen, und  
„zeigten viel Sorgfalt für Sie, obgleich die gnä-  
„dige Frau aus unüberwindlichem Abscheu vor  
„Krankenbesuchen, nicht zu uns herauf kam.  
„Aber die liebe Gräfinn Hermine war oft an  
„Ihrem Bette, und machte sich tausend Vor-  
„würfe, Ihnen, wie sie sagte, die Erkältung zu-  
„gezogen zu haben, die die Ursache Ihrer Krank-  
„heit war. Endlich kam ein Brief aus der Re-  
„sidenz, und es wurden Anstalten zur Rückreise  
„gemacht. Gräfinn Hermine wollte durchaus  
„bey Ihnen bleiben, und als es ihr untersagt  
„ward, nahm sie mit einem Strom von Thrä-  
„nen von Ihnen Abschied. Ach Gott weiß, es  
„war ein schrecklicher Anblick, wie Sie starr  
„und bleich da lagen, und nicht wußten, was  
„um Sie vorging. Die Herrschaft fuhr ab,  
„und Sie wurden mir recht auf die Seele ge-  
„bunden — was wohl unnöthig war, da ich  
„Sie, wenn Sie gleich vornehmer sind als ich  
„— doch wie meine eigene Tochter liebe. Nun  
„— Sie wurden immer schlechter; der Herr  
„Doctor gab alle Hoffnung auf, und ich sollte  
„Ihnen nicht einmahl mehr Arzeney reichen.  
„Es war eine schauderbaste Stille im Schlosse,  
„und der Himmel weiß, ob ich es noch lange  
„so ausgehalten hätte, wenn keine Rettung von

„Oben gekommen wäre. Nun wissen Sie alles, was ich Ihnen sagen kann, — und das Letzte ist das Beste: daß Sie nämlich durch eine wunderbare Krise Ihrer Natur, wie der Herr Doctor sagt, uns wieder geschenkt sind.“ Die Thränen, welche die Wange dieser ehrlichen Alten benetzten, sprachen ihre Liebe zu Stephanien beredter aus, als ihre kunstlosen Worte; und mit heißem Gefühl wahrhaft kindlicher Dankbarkeit erwiderte die schwache Stephanie diese Reigung.

Jeder neue Tag befestigte mehr die Kräfte der Wiedergenesenden, und bald erklärte der Arzt sie für völlig hergestellt, und verließ das Schloß. Schon konnte Stephanie am Arme der unterstützenden Frau Berg im Schatten der hohen blühenden Linden sich der belebenden stärkenden Luft erfreuen, und die frische Farbe der Gesundheit kehrte zurück, von ihren lieblichen Zügen auch die letzten Spuren der Krankheit zu verwischen. Aber schwermüthig und gedrückt blieb ihre Seele, und in der weiten Schöpfung war keine heilende Kraft für ihre Schmerzen. Ach! Gibt es ein Gefühl, herzerreißender als das — sich in dem geirrt zu haben, was uns das Liebste auf der Welt war? Stephanie war sich jetzt alles dessen lebhaft bewußt, was ihrer Krankheit voraus gegangen. Die Erzählung Hermie

nens stand mit flammenden Zügen in ihrem Gedächtniß, und zeigte ihr Albert, den Gegenstand ihrer Gedanken, ihrer Träume, nicht bloß für sie verloren, sondern ihrer Liebe, ihrer Achtung unwerth. Sie erfuhr jetzt auch, daß er wieder in der Residenz sey; und während ihrer Krankheit mehrere Tage im Schlosse zugebracht habe, nachdem die Familie abgereist gewesen. Die gutmüthige Berg schilderte seine Verzweiflung mit so lebhaften Farben, daß Stephanie kaum die Nührung unterdrücken konnte, die sie — nachdem, was ihr bewußt war — für strafbar und verwerflich hielt. Auch während der ersten Tage ihrer Besserung war er hier gewesen; aber da der Arzt der Frau Berg jede Gemüthsbewegung ihrer Pflegebefohlenen als tödtlich erklärt hatte, so mußte er, seiner heißen Bitten ungeachtet, sich begnügen, Stephanien durch die Thür eines Nebenzimmers zu sehen, ohne vor ihren Augen erscheinen zu dürfen.

Die Alte hatte am Schlusse ihres Berichts geäußert, wie sie glaube, daß Albert jetzt bald wieder auf dem Schlosse erscheinen würde. Diese Vermuthung stürzte Stephanien in unbeschreibliche Unruhe. Sie konnte, sie durfte ihn nicht wiedersehen. Der Gedanke an die unschuldige truglose Louise, deren heiße Liebe zu Albert ihr jetzt aus jedem ihrer Worte hervor schimmerte

merte — stand scheidend zwischen ihr und ihm. Er hatte Louisen geliebt, sie von seinen Aeltern erfleht; und Stephanie war so edel und so bescheiden, eine Entschuldigung für seine Untreue in ihren höhern Reizen zu finden. Fest und unwiderruflich war in ihr der Entschluß: ihn zu fliehen — ihm zu entsagen, und den Strafbaren zu seiner Pflicht zurück zu führen. Was für Kämpfe diesem Entschluß vorhergingen, wie oft ihr liebendes — noch immer an ihn gefesseltes Herz ihn zu erschüttern versuchte, wage ich nicht zu beschreiben. Genug, daß ihr edlerer Wille als Sieger aus diesem schweren Kampfe hervorging, und sie endlich die Frau Berg bey ihrer Treue für sie beschwor, sie vor einer Zusammenkunft zu beschützen, die ihrer Ruhe eine tödtliche Wunde schlagen würde.

Manche Vorstellung wagte die ehrliche Alte gegen diesen harten Ausspruch. Alles, was sie zum Besten ihres jungen Herrn vorbringen konnte — der seine Liebe jetzt nicht mehr so sorgfältig wie ehemals vor ihr verbarg, wurde angewendet, um Stephanie zu einer Unterredung mit ihm zu bewegen — aber vergebens! Stephanie blieb bey ihrem Sinn, und Frau Berg — die es freylich selbst einsah, wie wenig ein hochgeborner Graf eigentlich an eine dergleichen Verbindung denken könne, gab endlich nicht

ohne tiefen Kummer nach. Der Erwartete kam an, erhielt seine vorigen Zimmer auf dem Schlosse, und die frohe Nachricht von Stephaniens völliger Genesung, auf seine ängstliche Fragen. Aber als er zu ihr eilen wollte, als er in diesem Moment jeden Gram vergaß, der mit sprechenden Zügen auf seinem Antlitz lag, da hielt ihn seine Vertraute zurück, wischte eine Thräne aus ihrem redlichen Auge — ließ ein Blatt in seiner Hand, und eilte aus dem Zimmer.

„Was ist das!“ rief Albert überrascht, und öffnete das Papier, folgenden Inhalts:

„Noch ein Mal ergreife ich die Feder,  
„Ihnen ein Lebewohl zu sagen! — Ihnen —  
„den ich nie wiedersehen darf. Sie haben mich  
„betrogen. O Albert! Ich weiß jetzt Alles, und  
„bebe zurück vor dem Abgrunde, an dem ich  
„stand. Meine Liebe zu Ihnen, die mein höch-  
„stes Glück, mein Stolz, meine einzige Hoff-  
„nung war; die mich über tausend Kränkungen  
„erhob, und meinen Muth im Unglück stählte,  
„war also ein Verbrechen? Jahre werden ver-  
„gehen; die Zeit wird meinen Schmerz über  
„den Verlust jeder Hoffnung in stille Ergebung  
„verwandeln — — aber der Gedanke, Sie  
„nicht mehr achten zu dürfen — O! dieser wird  
„nie seinen verwundenden Stachel verlieren.“

„Leben Sie wohl! ewig wohl! Ich ver-  
„gebe Ihnen. Machen Sie keinen Versuch,  
„mich wiederzusehen — jeder würde fruchtlos  
„seyn. Sie sind das Eigenthum einer Andern;  
„machen Sie sie glücklich! und geben Sie mir  
„dadurch meine Ruhe zurück; das einzige  
„Gut, welches mir übrig bleibt.“

Stephanie.

Schon lange hatte Alberts Herz ihn ge-  
drängt, Stephanien das Geheimniß zu entde-  
cken, in dessen Besitz er sie jetzt sah; und nur  
Furcht vor dem Augenblick, in welchem sie den  
Betrug erfahren würde, zu dem die Leidenschaft  
ihn hinriß, hatte dieß Geständniß bis jetzt ge-  
hindert. Er zweifelte nicht, daß es ihm — im  
Bunde mit der allmächtigen Liebe gelingen wür-  
de, Stephanien zu versöhnen; und jetzt mußte  
er sie sprechen, es koste, was es wolle. Er schrieb  
ihr schnell einige Zeilen, gestand es ein, sie hin-  
tergangen zu haben, und bat sie um eine Un-  
terredung, in der er alle Zweifel aufzuklären,  
und sich zu rechtfertigen versprach. Er flehte,  
ihm diese Bitte nicht zu versagen; und schwur,  
„das Schloß nicht zu verlassen, bevor er sie  
„mit oder ohne ihren Willen nicht gesprochen  
„habe.“

Frau Berg ward gerufen, und das Blatt

ihr zur Bestellung übergeben. Die Antwort blieb lange aus. Eben fing es an zu dämmern, als Albert seinen Brief den Händen der Vertrauten übergab, und jetzt war es tiefe Nacht, und immer war sie nicht wieder erschienen. Schon mehrere Male war Albert an der äußern Thür von Stephaniens kleiner Wohnung — er fand sie verschlossen; und auf sein Rufen blieb alles stumm. Endlich trat die sehnlich erwartete Frau Berg in sein Zimmer. Sie antwortete nicht auf seine heftige Fragen — sondern reichte ihm abermahls ein Briefchen, das er ihr hastig aus der Hand riß, und fast erstarrt diese Worte las:

„Wenn Sie dieses Blatt in ihrer Hand  
„halten, bin ich schon einige Stunden weit von  
„dem Schlosse entfernt, und habe das Opfer  
„gebracht, welches die Pflicht unerbittlich von  
„mir forderte. Ich konnte und durfte Sie nicht  
„wiedersehen; fliehe daher den Ort, wo meiner  
„Standhaftigkeit immer neue Stürme drohen  
„würden. — Nein Albert! nicht so leicht zu  
„rechtfertigen ist Ihr Vergehen, als Sie leicht-  
„sinnig wähen; und nur ein edler kräftiger  
„Entschluß kann es verfühnen! Lassen Sie ihn  
„uns gemeinschaftlich fassen! Lassen Sie uns  
„dem Glück entsagen, um ein besseres Gut, den  
„Frieden der Seele, zu retten.“

„Niemand im Schlosse weiß um meine  
„Entfernung — um meinen Aufenthalt! Die-  
„ses Blatt lasse ich zurück, die redliche Berg  
„wird es finden, und Ihnen übergeben. Leben  
„Sie wohl! des Himmels bester Segen sey mit  
„Ihnen!“

Stephanie.

Welch eine Ueberraschung! der Schmerz,  
in den der arme Albert nach Lesung dieses Brie-  
fes versank, rührte die gute Frau Berg bis zu  
Thränen; und sie stimmte unwillkürlich in die  
Vorwürfe ein, die er der Grausamkeit Stephe-  
nians, in der ersten Verzweiflung, machte:  
„Mein! Sie hat mich nie geliebt!“ rief er wie-  
derholt, und faßte den Entschluß, sie zu ver-  
gessen — den er augenblicklich wieder brach, und  
die bestürzte Alte mit rührenden Klagen ansieh-  
te, ihm Stephaniens Aufenthalt zu entdecken.  
So, im Wechsel von Zorn und Wehmuth, ver-  
floß ihm der Rest der Nacht. Am Morgen be-  
gehrte er Stephaniens Zimmer zu sehen, und,  
nachdem er sich dort noch ein Mahl seinem Schmerz  
überlassen, ein zurück gelassenes Band — das  
wahrscheinlich noch gestern sich um die Locken  
der Geliebten schlang, mit wehmüthiger Freude  
gefunden, und gleich einer heiligen Reliquie zu  
sich genommen hatte, verließ er in stummer  
Trauer das Schloß.

Wie viel Ueberwindung kostete es der gut-  
herzigen Frau Berg, ihn nicht zurück zu halten,  
ihm nicht zu sagen, daß der Gegenstand seiner  
Klagen, seiner Sehnsucht, sich noch im Schlosse  
— und in einem eben so bedaurungswürdigen  
Zustande als er selbst — befinde. Aber sie hatte  
Stephanien ihr Wort gegeben; und da ihr diese  
nicht verschwieg, daß Albert für eine Andere be-  
stimmt sey, so bewunderte sie den Edelmuth des  
jungen Mädchens zu sehr, sah die Gerechtigkeit  
ihrer Handlungsweise zu gut ein, um ihr unge-  
horsam zu seyn. Sie fand Stephanien in ihrer  
eigenen kleinen Kammer, die sie selbst ihr zum  
Aufenthalte angewiesen hatte, als diese den Vor-  
satz faßte, sich vor Albert zu verbergen. Die  
redselige Alte konnte nicht unterlassen, jedes  
Wort, jede Bewegung des geliebten Jünglings  
Stephanien treulich zu berichten; ohne sich durch  
die Thränen unterbrechen zu lassen, die ihre Er-  
zählung bey der Leidenden hervor lockte. Ste-  
phanie fühlte sich sehr unglücklich. Das Opfer  
war gebracht, die Spannung, in welche jede  
Kraftäußerung versetzt, ließ jetzt nach — und  
die traurige Zukunft stand in ihrer ganzen Leere  
vor der Verlassenen.

Einsam, und nur von der Erinnerung ei-  
ner schönen Vergangenheit bezeichnet, verlebte  
Stephanie jetzt ihre Tage. Der Sommer schwand

— die Gegend kleidete sich in ein herbftliches Gewand. Stephanie wandelte trauernd in dem abgefallenen Laube, und die Gefühle ihres Herzens ließen sie die Sterbestunde der Natur so ruhig, so heiter sehern, als sie einst in froher Kindheit dem holden Frühling entgegen jauchzte. Immer stiller und öder wurde die Gegend; und bald hinderten feuchte Nebel auch die kleinen Spaziergänge unserer Stephanie und schränkten sie auf ihr Zimmer ein. Nur ein Mahl ward in dieser langen Zeit ihre Einsamkeit unterbrochen, und zwar auf eine so lästige unangenehme Art, daß Stephanie sich mit Freuden wieder allein sah. Der geheime Rath von B\*\* war es, der bey Gelegenheit einer Reise auf dem Schlosse einsprach. So sehr sich auch Stephanie seiner Gesellschaft entzog, so hatte er doch auch in den kurzen Augenblicken, die sie ihm opfern mußte, Gelegenheit genug, sie mit einer Leidenschaft zu quälen, die für ihr Gefühl und ihren Stolz gleich empörend war. Wie froh begrüßte sie den Tag, an dem er endlich — nachdem er sie schon mehrere Mahle aufgeschoben hatte, seine Reise antrat. Von ihren Verwandten erhielt sie keine Nachricht, und grämte sich nicht darüber. Ihr war wohl, in den stillen Mauern, in der Gesellschaft ihrer Gedanken,

bey der guten Frau Berg, die ihr immer lieber wurde.

Es war tief im Winter. Rauhe Stürme hatten schon den ganzen Tag über gewüthet, und gegen Abend ward das Wetter so schrecklich, daß Stephanie aus ihrem wohlverwahrten Zimmer mit Schauer in die tiefe Nacht blickte, die auf der Gegend lag. Sie fand keine Ruhe auf ihrem Lager; alle schwarze Erinnerungen, deren ihr kurzes Leben so viel darboth, bestürmten ihren Geist; und dos monotone Geräusch des Windes in den Wipfeln der Bäume vor ihrem Fenster, der Regen, der in Strömen herab fiel, verscheuchte auch jede Annäherung des Schlummers. Es war um Mitternacht, als sie ein lautes Klopfen an dem großen Schloßthor vernahm, das bald durch ein: Holla!! — bald durch einen derben Fluch unterbrochen wurde. Eben wollte Stephanie aufstehen, um die schlafende Dienerschaft zu wecken, als sie das Thor knarren, und ein lebhaftes Gespräch zwischen den Ankommenden und den Bewohnern des Schlosses vernahm. Die Fremden wurden in die große Halle geführt, und das Thor öffnete sich von neuem. Stephanie war aufgestanden, und sah aus ihrem Fenster dicht vermummte Gestalten — die ihr die Dunkelheit nicht näher zu unterscheiden gestattete, mit Laternen davon eilen.

Einige Worte, die sie im Gehen sprachen, und von denen Stephanie nur wenig hörte, waren hinreichend, ihre Schritte in die untere Halle zu lenken, wo sie Aufklärung dieses Räthsels erwartete.

Sie fand die gute Frau Berg schon in voller Thätigkeit, für die Bewirthing der Fremden zu sorgen, welche die tiefe Nacht und das schreckliche Wetter hier eine Zuflucht suchen ließ! „Ach, du mein Himmel! Mamsell“ — rief sie Stephanie entgegen, „sind Sie denn auch schon wach? Habe ich doch in ewiger Zeit keine solche Nacht gesehen! Ich konnte kein Auge schließen, und war die Erste, die das Klopfen an dem Thore hörte. Aber, Gott verzeih mir's, ich hielt es für ein Anzeichen, und hüllte mich tiefer in meine Decke.“ — Wer sind aber die Leute? fragte jetzt Stephanie, die hier waren, und wo sind sie hin? Habe ich recht gehört, so sprachen sie von einem Unglück? — —

„Ey ja wohl, Herzenskind. Der fremde Herr, den wir bald hier sehen werden, wollte nach der Residenz reisen, wo er wohl Geschäfte haben mag — — denn wie würde er sonst in der dunkeln Nacht gefahren seyn, die jedes Menschenkind mit Zittern und Beben erfüllt. Nicht weit von hier verirrte sich der Postillon — er hätte sich wohl wieder zurecht gefunden —

„aber dem fremden Herrn wurde jetzt selbst ban-  
„ge, und da er hier herum wohl bekannt seyn  
„mag, so wünschte er sich nach unserm Schloß,  
„und gab die Gegend ziemlich genau an. Der  
„Postillon aber konnte sich doch nicht finden —  
„— fuhr lange in der Irre herum: und da  
„man endlich dem Schlosse ganz nahe war, warf  
„er den armen Herrn in einen tiefen Graben.  
„Was er für Schaden genommen hat, weiß ich  
„noch nicht; die Leute haben ihn in seinem ganz  
„zerbrochenen Wagen verlassen, den man mit  
„Mühe wieder aufrichtete — und sind zu uns  
„gekommen, Hülfe zu hohlen. Nun, der Peter  
„ist mit hinaus gegangen, und ich will indessen  
„alles zu seinem Empfange bereiten.“

Stephanie half der treuherzigen Alten, die mit geschäftiger Eile umher wanderte, dem Ankommenden jede mögliche Pflege zu sichern. Mit herzlichem Antheil an dem Schicksale des Verunglückten harrete Stephanie ungeduldig auf seine Ankunft, und wollte sich nicht in ihr Zimmer zurück begeben, ehe sie wußte, wie es mit ihm stand. Endlich öffnete sich das Thor; und der Fremde, ganz durchnäßt und ermattet, trat, unterstützt von Peter und seinem Bedienten, in das Zimmer, das Frau Berg für ihn hatte öffnen und heißen lassen.

Eine edle schöne Gestalt, und ein Gesicht,

dem höhere Jahre den Reiz der Anmuth und des Biederfinns nicht hatten rauben können, nahm bey dem ersten Anblick für diesen Fremden ein, und das Mitleid, welches seine jegige Schwäche, die tiefen Spuren der Krankheit in seinen Zügen einflößte, zogen Stephanien noch mehr zu ihm hin. Mit liebevoller Theilnahme nahte sie sich ihm, um jedes Mittel zu seiner Erquickung selbst zu erspähen, selbst anzuwenden. Die Verletzungen des Fremden waren unbedeutend; aber die kalte Nacht, der Regen, der, während seine Leute ihn verließen, in Strömen auf ihn traf, drohte ihm eine Krankheit zurück zu bringen, von welcher er erst eben erstanden war.

Stephanie überließ ihn endlich der Ruhe, und suchte ihr Zimmer, ganz mit dem Andenken an diesen interessanten Mann beschäftigt, dessen innere Bewegung bey dem Wiedersehen des Schlosses eine genaue Verbindung mit den Besitzern ahnden ließ.

Kaum war der Morgen angebrochen, als Stephanie schon die Hausverwalterinn an ihrem Bette sitzen sah. Ihre Miene verkündigte eine Reuigkeit; und sie erwartete die Frage nicht, die auf Stephanien's Lippen schwebte: „Ich komme,“ fing sie an, „Ihnen zu sagen, daß ich mich gestern nicht irrte, als ich Ihnen bey den Ausrufungen des fremden Herrn die Vermu-

„thung zuflüsterte, daß er wohl ein Bekannter  
„unserer gnädigen Herrschaft seyn müsse. Lieber  
„Gott! Ich wußte nicht, daß er auch mein  
„Bekannter war. Ach! wie haben Zeit und  
„Jahre den verändert! Nimmermehr hätte  
„ich mich wieder auf das Gesicht besonnen, wenn  
„er sich nicht endlich selbst zu erkennen gegeben.  
„Ich muß Ihnen die Sache erzählen; aber es ist  
„eine weitläufige Geschichte. Ihre selige Frau  
„Großmutter, die jenes Bild vorstellt, war eine  
„gar liebe hülfreiche Dame, alle Arme des Orts  
„wandten sich an sie in der Noth, und sie half  
„allen, so viel sie konnte. Ein Mal wurde sie  
„auch an das Sterbebett einer dürftigen Witwe  
„gerufen, der sie den Abschied aus der Welt durch  
„das Versprechen erleichterte, für ihren verlassenen  
„Sohn zu sorgen, der damahls 10 Jahr alt  
„seyn mochte. Gott segne die edle Dame dort  
„oben für das, was sie that. Ich war damahls  
„eben erst als ein junges Mädchen auf das  
„Schloß gekommen, der weinende Knabe ward  
„meiner Pflege untergeben; aber sein gutes Herz,  
„seine offene redliche Bildung, und besonders  
„seine Liebe und Dankbarkeit für die Gräfinn,  
„ließen ihn bald auch Zutritt bey der Herrschaft  
„finden. Er ward der Spielgefährte der Grä-  
„finn Marie — Ihrer Mutter, Mamsell,  
„und war von allen im Schlosse wohlgelitten,

„von der Herrschaft bis auf die niedrigsten Be-  
„dienten. Wir waren beyde nicht lange im Hau-  
„se, Franz Wallmann — so hieß der Knabe,  
„und ich, als unsere Frau starb. Der Herr war  
„gewaltig traurig, und Franz mußte immer um  
„ihn seyn, weil auch er sich nicht zufrieden ge-  
„ben wollte. Endlich ging der Herr nach der  
„Residenz, und brachte uns von dort eine neue  
„Gräfinn mit: der arme Franz wurde jetzt mit  
„seinen Thränen nicht mehr so freundlich ange-  
„sehen, und der Herr Graf schickte ihn bald dar-  
„auf in eine kleine Stadt auf eine gelehrte Schu-  
„le, was freylich wohl ein Glück für den Knaben  
„war; aber der Abschied von uns Allen, und vor-  
„nehmlich von seiner kleinen Schwester — wie  
„er sich unterstand, die Gräfinn Marie zu nen-  
„nen, that ihm doch gar zu weh. Nun auf dem  
„Schlosse ward denn auch alles anders. Unsere  
„Gräfinn bekam selbst eine Tochter, und Marie  
„kam aus dem älterlichen Hause. Was nachher  
„vorging, wissen Sie ja selbst. Ihre Mutter  
„— Gott schenke ihr die Ruhe — durfte auf  
„dem Schlosse nach ihrer Heirath nicht einmahl  
„mehr genannt werden, der Herr Graf verschrieb  
„sein ganzes Vermögen seiner zweyten Tochter,  
„und vermählte sie an den Grafen Iltenstein,  
„unserm jetzigen Herrn. Um diese Zeit kam  
„auch Franz Wallmann wieder auf das Schloß.

„Er war immer von unserm Herrn unterstützt  
„worden, hatte studirt, und war jetzt ein statt-  
„licher junger Mann. Der Herr Graf nahm  
„ihn mit Freuden auf; der arme Herr hatte jetzt  
„oft schwere Stunden, er war krank und schwäche-  
„lich, seine Gemahlinn mochte wohl nicht mehr  
„gegen ihn seyn, was sie ehemahls war, als sie  
„noch nicht all ihre Wünsche erreicht hatte. Viel-  
„leicht, daß auch Sehnsucht nach der verstorbenen  
„Tochter ihn manchmahl quälte — — unser eins  
„hört und sieht denn wohl manches, aber ich  
„schweige, und bekümmere mich in meiner  
„Niedrigkeit nicht um das Thun der Großen  
„auf ihrer Höhe. So viel ist gewiß, daß viel-  
„leicht manches anders geworden wäre, wenn  
„Ballmann um unsern Herrn hätte bleiben kön-  
„nen. Aber eine schwere langwierige Krankheit  
„warf den Armen nieder, und als er wieder vom  
„Tode erstand, war unser Herr schon in der Fa-  
„miliengruft, und die Frau Gräfinn bey ihrer  
„Tochter in der Residenz. Unser Graf hatte  
„seine letzten Tage in dem Zimmer hier neben  
„uns zugebracht, er wollte niemand sehen als  
„Ballmann, der seit einiger Zeit sein einziger  
„Drost war. Aber dieser lag im Fiebertraum,  
„und wollte verzeifeln, als wir ihm erzählten,  
„wie oft der Sterbende nach ihm gesandt habe.  
„Nun sehen Sie, gutes Kind, der junge Mann

„ging unserer Herrschaft nach, in die Stadt, und  
„seitdem hab' ich ihn nicht wieder gesehen, bis  
„auf den heutigen Tag. Eben dieser Franz  
„Wallmann ist unser Fremder; und Sie könn-  
„nen denken, wie sehr ich mich freute, einen so  
„alten Bekannten so unvermuthet zu finden.“

Hier endete die Alte ihre Erzählung, und  
Stephanie eilte, dem Kranken einen Besuch zu  
machen, der ihr jetzt doppelt interessant war, da  
er die theuern Gegenstände ihrer Liebe — ihre  
Mutter und Großmutter gekannt, und einen  
Theil seiner frühen Jugend unter ihnen gelebt  
hatte. Ich schweige von den Fragen, die sie an  
ihn that, und von dem, was er ihr antwortete;  
es war nur wenig, was der ernste Mann von  
dem Traum der Kindheit nachsagen konnte, aber  
Dank und Thränen waren der Zoll, den er dem  
Andenken jener Theuern brachte, und dieß war  
genug, ihm Stephaniens ganze Liebe zu er-  
werben.

Es waren schöne Tage, die Stephanie an  
dem Bette ihres Freundes zubrachte; Tage, wie sie  
nicht gelebt hatte, seit der Tod ihr die geliebte  
Pflegerinn ihrer Jugend — die unvergeßliche  
Madame Bernhard, entriß. Wallmann war  
noch immer krank; eine schwache, leicht zu er-  
schütternde Gesundheit blieb ihm von jenem  
Krankenslager, das ihn um den Segen seines

Wohlthäters brachte. Sein Leben glich seit jener Zeit einer hinwelkenden Pflanze, die ein zerstörender Thau traf. Er ging damahls in die Residenz zu der Witwe seines Herrn, sich von ihr einen Zweifel aufklären zu lassen, der ihm sehr am Herzen lag. Er glaubte seines Wohlthäters Stimmung in der letzten Zeit seines Lebens milder gegen seine verstoßene Tochter, und wußte am besten, wie viel davon sein Werk war. Er hatte ihn in das Zimmer geführt, das Marie als Kind bewohnte; er hatte seine Thränen vor ihrem Bilde fließen sehen, und schon alles vorbereitet, mit einer Bitte, um Vergebung für die Unglückliche hervor zu treten, als eine tödtliche Krankheit ihn von der Seite des Grafen riß. Kühn und stolz trat der Jüngling vor die Frau, deren Ränke er kannte, und mahnte sie an ihre Pflicht, der verlassenen Marie einen Theil ihres väterlichen Erbe zurück zu geben, sagte ihr: daß der Graf versöhnt gestorben sey; aber die Nachricht von Mariens Tode, und eine Vorzeigung des Testaments ihres Vaters, das sie gänzlich ausschloß — war ihre Antwort. Seiner Kühnheit drohte man mit harter Strafe, der er vielleicht nur durch sein gutes Glück entging, welches ihm mächtige Schützer gab. Wallmann war ein ausgezeichneteter Mensch, der bey dem uner-

mi-

müdeten Fleiß, und dem regen Eifer für das Gute, nicht lange unbemerkt bleiben konnte. Seine Talente erwarben ihm bedeutende Freunde, und der Edelmuth, mit dem er, jede Gefahr verachtend, für eine verstoßene Unglückliche sprach, blieb nicht verschwiegen; es gab Herzen, die ihn zu schätzen verstanden. Ein alter würdiger Minister, der damahls dem jungen Fürsten leitend zur Seite stand, zog endlich den jungen Mann aus der Dunkelheit hervor, in die seine eigene Neigung ihn hüllte. Wallmann wünschte der Welt zu nützen, aber er kannte den Ehrgeiz nicht, der so viele auf die schlüpfrige Bahn des Hofglücks führt. Er wußte, seit er in den untern Fächern arbeitete, wie oft redlicher Eifer für das Bessere verkannt wird, und daß oft Mühe und Fleiß nur durch das Bewußtseyn, Gutes gestiftet zu haben, gelohnt werden. Wie erwünscht mußte ihm also ein Antrag kommen, der alle seine Wünsche übertraf, der ihn an einen Platz stellte, wo er der Bildung eines jungen unverdorbenen Herzens seine ganze Thätigkeit widmen konnte. Eine Tante des Fürsten, die Prinzessin Josephe von \*\*, war damahls als Witwe mit zwey liebenswürdigen Kindern an den Hof ihres Neffen gekommen, wo sie mit der Anspruchslosigkeit einer Privat-Person sich und ihrer Mutterpflichten lebte. Jetzt suchte nur sie einen

Herbstblumen II. Th. 1773

Führer für den jungen Prinzen, ihren Sohn, und der Fürst, der seine edle Verwandte wie eine Mutter liebte, hatte seinen vornehmsten Dienern diese Wahl übertragen. Der Minister kannte Wallmann kaum einige Monathe, als er ihn mit voller Ueberzeugung empfahl, und der Beglückte trat in ein Haus ein, deren Bewohner mehr durch Adel der Seele, als der Geburt sich auszeichneten. Vor kurzem war er mit dem Prinzen aus Italien zurück gekommen, wohin er nach vollendeten Studien ihn begleitete. Er lebte seitdem mehr in dem Verhältnisse eines Freundes, als eines Untergebenen, an der Seite seiner hohen Gebietherinn, und war eben in sehr wichtigen Familien-Angelegenheiten von ihr in ein Kloster geschickt, wo ihre Tochter als Aebtissinn lebte. Dort überfiel ihn die Krankheit, deren Wiederkehr ihm jetzt die äußerste Schonung nothwendig machte, und auf dem Schlosse festhielt. Stephaniens liebevolle Wartung that Wunder an dem Kranken, er konnte schon wieder das Zimmer verlassen, und besuchte Stephanien einst sogar unvermüthet in dem ihrigen. Süße Träume der ersten Jugend fielen hier auf sein Herz; dieß waren die Zimmer, wo er so oft zu den Füßen seiner Wohlthäterinn saß und ihre Liebkosungen mit der kleinen Marie theilte. Und nun erst das Gemählde — — O! Stephanie, rief er aus, geh', mache den Genuß vollkommen, den

mein Herz in diesen allen findet; geh! und be-  
wege die gute Frau Berg, mir das Zimmer zu  
öffnen, das meines sterbenden Grafen letzte Seuf-  
zer hörte. Stephanie eilte hinaus, und kam bald  
mit der gefälligen Alten zurück, die es nicht ver-  
mochte, ihrem Jugendfreunde diese Bitte zu  
versagen.

Leser, denke Dir die Gefühle, mit denen  
der Mann, nach manchem verrauchten Jahre,  
den Ort wieder betritt, der ihn als Jüngling sah;  
— denke Dir seine Gefühle, wenn er alles noch  
ganz unverändert so findet, wie er es verließ,  
so unverändert, daß er versucht wird, die lange  
Zeit, die zwischen ihm und jenem Augenblick  
liegt, für einen Traum zu halten — denke  
Dir sie, und finde es natürlich, wenn ich sie  
nicht mit Worten auszusprechen wage.

Nach einer langen gedankenvollen Pause  
wandte sich Wallmann zu seinen Gefährtinnen,  
die seine Rührung sympathetisch mit ergriff. O!  
meine Tochter, begann er zu Stephanien, der  
er immer diesen süßen Rahmen gab, hilf mir  
unsere Freundinn bitten, mir für die wenigen  
Tage, die ich noch bey Euch seyn werde, diese  
Wohnung zu gewähren. Sieh, ich bin schwach,  
der Weg zu dir wird mir schwer, und doch bin  
ich so gern in deinem freundlichen Zimmer —  
mir durch tausend liebe Erinnerungen heilig.

Laßt mich hier wohnen, Ihr Guten, bath er mit einem Feuer, welches sein bleiches Gesicht mit sanfter Röthe färbte, und dem Frau Berg nicht widerstehen konnte. Sie war ja hier vor jedem Verrath so sicher; auch wußte sie am besten, daß die Gefühle, welche Wallmann an diesen Ort fesselten, edlerer Art waren als die, mit welchen die Tochter des ehemahligen Bewohners sie berrath.

Wallmann bezog noch am nähmlichen Tage seine neue Wohnung; doch war er mehr bey Stephaniens als allein. Das seligste, kindlichste Vertrauen und die zärtlichste Vaterliebe hatte zwischen diesen schönen Seelen Platz genommen. Wallmann wußte bald alle Geheimnisse seiner Tochter, und sanfte Beruhigung, belohnender Beyfall ward ihr von dem Verehrten für das schwere Opfer ihres Herzens. Auch Wallmann hatte geliebt, auch seine Hoffnungen lebten nur in den schimmernden Regionen, wo auch dem Hoffnungslosen ein freudiger Stern aufgeht; und seine Tröstungen waren also nicht jene kalten seelelosen Phrasen, die das Herz vor dem Tröster verschließen; nein, ein Balsam, der in der Hand des weisen Arztes seinen Zweck nicht ewig verfehlen konnte. Stephanie war noch unglücklich, aber sie war mit sich selbst im Frieden, und ruhig

trug sie den Schmerz, den keine Zeit ganz aus ihrer Seele tilgen konnte.

Es war schon ziemlich spät, als sich Stephanie und Wallmann trennten, um die Ruhe zu suchen. Ihre Gespräche hatten heut wieder das Andenken der Gestorbenen gefeyert, denen hier schon so manche Thräne gestossen war. Wallmanns Zimmer regte alle seine Gefühle von neuem auf, als er es nun zum ersten Mahle einsam betrat. Er begann, da er nicht schlafen konnte, das wehmüthig süße Geschäft, alle Geräthschaften, die er um sich sah — ach ihm so bekannte aus den Zeiten harmloser Jugend — noch einmahl zu betrachten. Hier, dieser alte Armstuhl war der Sitz der guten Gräfinn, die ihm Mutter ward, und das höchste Streben der kleinen Marie, wenn die Mutter ihn auf Augenblicke verließ. Wallmann nahm jetzt hier Platz, und seine Blicke durchstreiften das ganze Zimmer, ohne bey einem Gegenstande mit minderm Interesse zu verweilen.

Schon war die Nacht dem kämpfenden Tage gewichen, als Wallmann endlich, ermüdet von trüben Gedanken, entschlummerte. Kaum waren seine Augenlieder geschlossen, als ein Traum an seiner Seele vorüber ging, der ganz zu den Gedanken paßte, mit denen sie sich wachend beschäftigte. Ihn dünkte, der theure Bewohner die-

ses Zimmers stände vor ihm, ganz so, wie er ihn vormahls kannte; seine Züge trugen eine Heiterkeit, die ihm in der letzten Zeit seines Lebens fehlte, und mit sanfter Stimme sprach er zu dem Träumenden: „Willkommen, mein Sohn, willkommen hier in meiner Wohnung! Du hast lange geögert! Nimm nun mein Vermächtniß zu dir, und vollziehe meinen Willen.“ Der Greis wandte sich langsam, ging zu dem Schreibpult, das dem Lehstuhl gegen über stand, und zog aus einem verborgenen Fache in dessen Mitte ein Blatt hervor, es dem Erstaunenden zu zeigen. Wallmann wollte die Hand ausstrecken, das theure Pfand zu empfangen, aber ihm war, als lähme sie eine unsichtbare Macht. „Aengstlich strengte er alle Kraft an, und als es ihm endlich gelang, war er erwacht — und das Traumbild verschwunden.“ Lange konnte er sich nicht überzeugen, daß er geschlafen habe; die Erscheinung seines Wohlthäters war so lebhaft, so deutlich, seine Worte sprachen so sehr die geheimsten Wünsche und Gedanken unsers Wallmanns aus, daß es ihm Mühe kostete, der schönen Täuschung zu entsagen. Er stand auf; machte das dunkle Lämpchen heller brennen, und nahte sich — nicht ohne einen geheimen Schauer, dem Schreibtisch, um ihn zu öffnen. Er konnte sich keine Rechenschaft geben, warum er dieß that;

vielleicht hatte sein Traum nur lang gehägten Vermuthungen in seiner Seele Deutlichkeit gegeben; vielleicht gab die Nacht, und die feyerliche Stimmung, in die ihn all seine Umgebungen versetzten, diesem Traume mehr Gewicht, als er sonst für ihn gehabt haben würde. Genug, sein Herz begann heftiger zu klopfen, als er das Innere des eröffneten Heiligthums genau wie das Geträumte fand. Er durchsuchte jedes Papier, betrachtete jede Spalte, jede Fuge — — der Morgen leuchtete ihm schon dazu, als er auf einmahl durch den Druck eines Schnitzwerks, den er als das letzte versuchte — ein geheimes Fach aufspringen sah, und darin zu seiner unaussprechlichen Freude ein an ihn gerichtetes Schreiben des Grafen fand. Hier ist, was er las, als er sich ermannte, das Blatt zu öffnen.

„Mein Sohn! Vergebens habe ich gestrebt,  
„dich noch ein Mahl zu sehen! Du bist krank oder  
„sollst es seyn, um von mir entfernt gehalten zu  
„werden, um mich ganz in den Händen derer zu  
„lassen, die meine letzten Tage vergiften. O  
„Franz! bist du vielleicht schon todt? Alles  
„Schreckliche wird in meinem schwachen Kopfe  
„Wahrheit, und ich möchte vor Angst vergehen.  
„Doch nein! du bist ja unschuldig und gut, die  
„Vorsicht wird dich retten. Du hast niemand  
„Thränen ausgepreßt; du hast nicht unver-

„Schnlich dein Liebstes von dir gestossen, und  
„falschem Einhauchen getraut! warum solltest du  
„verlassen sterben? Wie, o Franz! wenn du noch  
„lebst, so wirst du nach meinem Tode das kleine  
„Vermächtniß deines Herrn in Empfang nehmen.  
„Es ist der Schreibtisch, dem ich diese Zeilen ver-  
„traue, und das Bild zweyer Engel, die ich nicht  
„verdiente. Du wirst dieses Blatt finden, denn  
„täuscht mich nicht meine Schwäche — die im-  
„mer mehr zunimmt, so habe ich dir, als ich dich  
„zuletzt sah, den Ort angezeigt, wo ich es ver-  
„berge. Ich wollte dir, dünkt mich, an jenem  
„Tage alles sagen, was ich jetzt schreibe, aber  
„wir wurden von meinen Wächtern gestört —  
„bin ich doch fast ein Gefangener. Doch hoffe  
„ich gewiß, ich habe dich, als ich Störung ahn-  
„dete, noch schnell gelehrt, wo du mein Geheim-  
„niß suchen sollst. Sollte mich diese Hoffnung  
„täuschen? wie mir eine schwarze Ahndung oft  
„zuzüstert? O Franz! das verhüte Gott, der  
„ja Gefallen daran hat, wenn ein Sünder wie-  
„der gut machen will, was er verbrach.“

„Meine Tochter! meine arme Tochter! O  
„daß sie hier wäre, mir die Augen zuzudrücken!  
„aber ich soll ungetröstet sterben. Mein letzter  
„Wille sichert ihr ihr väterliches Erbe, und ih-  
„ren Nachkommen den Rahmen ihrer Väter —  
„der ja ohnedies mit mir sterben würde — und

„dieses Stammhaus, das die andern Erben leicht  
„entbehren werden, da sie es niemahls liebten.  
„Ich habe dieses Testament in die Hände meiner  
„Gemahlinn gelegt, meine zweyte Tochter, und  
„der Mann, der durch sie mein Sohn ward,  
„waren Zeugen, unter dreyen wird doch ei-  
„ner seyn, den sein Gewissen mahnt, den Wil-  
„len eines Sterbenden zu vollziehen. Doch ist  
„mir dieß alles nicht genug. Ich kenne ja die,  
„die mir die Nächsten sind. Sey denn du  
„der Freund der Verlassenen, mein Franz! Du  
„findest außer diesem Brief noch ein zweytes  
„Testament unumstößlich und gesichert  
„gegen jede Verdrehung. Mache es geltend,  
„wenn es nöthig seyn sollte. Das Bildniß ihrer  
„Mutter bringe meiner Tochter, oder ihren Kin-  
„dern, man würde des unbedeutenden Wunsches  
„hier nicht gedenken, und ich habe daher be-  
„fohlen, es dir mit einzuhändigen. Dieses Erb-  
„theil ist zu klein, es wird der Habsucht Blicken  
„entgehen.“

„Lebe wohl! Lebe wohl, mein Sohn, mein  
„guter Franz! Ach ich bin arm an Liebe in  
„meiner Sterbestunde! Wo bist du! Mein ein-  
„ziger Freund, mein Tröster in den Stunden  
„verzweifelnder Neue. Der Himmel segne dich!  
„Mein Kind! und meine Enkel! die ich deinem  
„Schutz empfehle.“

Welch ein Gefühl ergriff Wallmann beym Lesen dieser Zeilen! Wehmuth und Liebe, Trauer — Freude über das wohlthätige Geschäft, welches die Vorsicht in seine Hände gab — und heißer Dank gegen Gott für die Entdeckung eines schon so lang verborgenen Geheimnisses. Ach wohl hatte der gute Greis in den letzten Tagen seines Lebens oft gestrebt, seinem einzigen Freunde sein reuiges Herz zu öffnen, aber nie war das über seine Lippen gegangen, was er ihm gesagt zu haben wähnte. Das kleine Erbtheil, welches er ihm bestimmte, ward ihm theils aus Nachlässigkeit — theils aus mißtrauischer Vorsicht entzogen. Es war der Gräfinn oft eingefallen, ihr Vater könne noch auf eine andere Art für die Befolgung seines Willens gesorgt haben. Noch vor kurzem hatte sie wieder den Schreibtisch durchsucht, ohne jemahls den geheimen Ort zu entdecken, den eine würdigere Hand zu finden bestimmt war. Wallmann beschloß, Stephanien Nichts von seiner Entdeckung zu sagen, er fürchtete mit Recht, ihr Zartgefühl würde nie darein willigen, ihren Vortheil auf Kosten ihrer Verwandten zu suchen: und er kannte Wege, die sicher und auf die schonendste Art für die Strafwürdigen sie ihrem Glück zuführen sollten. Mit welchem Entzücken fand er an dem nähmliehen Ort das wahre Testament und alles, was

die Führung dieses Geschäftes erleichtern konnte. Seiner, noch immer fortdauernden Schwäche zum Troß, beschloß der Kedliche, schon morgen abzureisen, und kündigte Stephanien noch beym Frühstück seinen Vorsatz an, den sie vergebens zu vereiteln sich bemühte.

Nichts von dem Abschiede dieser Beyden. Sahet Ihr je den Vater von der geliebten Tochter scheiden — wiederhohlt zurück kehren, um die Weinende noch ein Mahl an seine Brust zu drücken — waret Ihr Zeuge von dem Schmerz der Verlassenen, die eine Stütze verliert, deren hoher Werth sie nur kurze Zeit beglückte — könnt Ihr dieß alles fühlen, so verliert Ihr nichts an meiner Schilderung.

Stephanie war nun wieder allein. Langsam schlichen ihr die trüben Wintertage, von keiner Abänderung unterbrochen, bis ein Brief von ihrer Tante alle Wunden ihres Herzens von neuem aufriß. Diese meldete ihr die öffentliche Verlobung Alberts mit Louisen, der der Tag der Verbindung bald nachfolgen würde, und kündigte beym ersten Erwachen des Frühlings einen Besuch auf dem Schlosse an, wo hoffentlich auch ihre Wünsche in Hinsicht auf Stephanien Erfüllung finden würden. „Du wirst dann“ — so schloß sie „— den Mann kennen lernen, den du schon einmal eigensinnig ausschlugst, den selbst wir

„schätzen, und ihn in unserm Gefolge mit auf  
„das Schloß bringen werden, und ich hoffe von  
„deiner Liebe und Dankbarkeit den Gehorsam,  
„den ich nicht mit dem Ansehen der Verwandten  
„fordern will.“

Ein zweytes Briefchen, in dem ersten ein-  
geschlagen, verdrängte Stephanien's Betrachtun-  
gen über diese erneuerten Forderungen — und  
lockten ihre Thränen häufig hervor. Hier  
ist er:

„O meine Stephanie! Endlich ist es mir  
„vergönnt, Dir meinen Nahmen ins Gedächtniß  
„zu rufen, den Du wohl fast vergessen hast. Es  
„ist die erste Gunst, die ich von meiner neuen  
„Mutter mir erbitte, und die mir bisher unter dem  
„Vorwande abgeschlagen ward: der Briefwechsel  
„mit der ernstern traurigen Stephanie schicke sich  
„schlecht für ein Mädchen, das ohnedieß noch gar  
„zu sehr das Gepräge des Klosterfräuleins an  
„sich trage, und ihrem Stande, wie dem ihres  
„Verlobten, wenig Ehre mache. Ja, Ste-  
„phanie! des Verlobten! ich bin jetzt sein,  
„meines Alberts Braut! — bin glücklich, und  
„so heiter, daß man mir wohl die schwärmerisch-  
„traurige Miene, die ich ehemahls trug, nicht  
„mehr vorwerfen wird. Bald wird ein heiliges  
„Band uns auf ewig verbinden, und dann!  
„meine Freundin, dann siehst Du Deine Louise

„In den Mauern, die unsere Freundschaft entste-  
hen sahen. Nur Deine Gegenwart fehlt noch  
zu meinem Glücke. Auch mein Albert soll Dich  
kennen lernen, ob es gleich wohl gefährlich ist,  
ihm, der mich vielleicht nur schwach liebt, gegen  
das, was ich für ihn fühle — die schöne Ste-  
phanie vor die Augen zu bringen. Doch nein!  
Ich fürchte nichts, er weiß ja, daß ich sterben  
würde, wenn ich sein Herz verlore.“

„Lebe wohl, meine Stephanie, freue! o!  
freue Dich mit mir. Hermine grüßt Dich; ihre  
Geschichte wirst Du wissen? Ach Stephanie!  
welch ein Brantstand ist dieß gegen den, Deiner  
Louise.“

Stephanie sank erschöpft in einen Stuhl.  
Ihre Thränen flossen reichlich, und benetzten das  
Blatt der Glücklichen — der glücklichen Louise.  
Ach sie wußte es nicht, welchen Dolch sie mit der  
Schilderung ihrer Freuden in das Herz der armen  
Stephanie stieß! Lange hatte diese wohl diese  
Begebenheit voraus gesehen, heldenmüthig hatte  
sie das Glück ihrer Nebenbuhlerin vorbereitet  
und gewünscht; aber, wer das menschliche Herz  
kennt, wird sich nicht wundern, daß die Nach-  
richt davon sie ganz so traf, als hätte sie sie  
nie erwartet; daß es sie überraschte, ihr Andenken

so bald aus Alberts Seele verwischt — ihre Bitten an ihn so bald erfüllt zu sehen.

Mancher trübe Tag schloß sich an diesen in trauriger Reihe. Der Winter verfloß, schon kleidete sparsam junges Grün die Erde, und tausend Stimmen begrüßten jubelnd die schönste Zeit des Jahres. Die Bäume vor Stephaniens Fenster trugen Knospen, und warteten nur eines milden Regens, um dem liebenden Strahl der Sonne sich zu öffnen. Stephanie sah mit Angst die Zeit nahen, welche die Familie auf das Schloß bringen sollte, und die sie fest entschlossen war, nicht zu erwarten. Zwar wußte die Verwaifete keine Zuflucht — denn auf Briefe, die sie in ihre Heimath schrieb, ward ihr die Antwort: der Prediger, ihr Freund, sey gestorben, und die Frau mit ihren Kindern an einen andern Ort gezogen, den man nicht zu nennen wisse. Aber wie wäre es Stephaniens möglich gewesen, Albert und seine Louise zu sehen! Nur die Hoffnung blieb ihr noch: er selbst werde ihren Anblick meiden, wie sie den seinen.

Eines Abends ward ihr eine Dame gemeldet, die sich niemand als ihr nennen wollte. Ein Zittern besiel Stephaniens, sie glaubte Louisen in der Angekündigten zu finden, und suchte sich zu sammeln — als du Fremde schon die Thür auf-

riß, und Stephanien eine Gestalt zeigte, die zu hoch, zu majestätisch war, um mit der kleinen zarten Louise verwechselt zu werden. Die Dämmerung und der dicke Schleier verhinderte sie, ihr Gesicht zu erkennen; — sie hieß den Diener gehen — die Wolke flog von den schönen Zügen, und Stephanie erkannte: *H e r m i n e n !*

„Sie staunen, Stephanie? — begann Hermine nach einer Pause — mich hier zu sehen?  
„Aber Sie werden es noch mehr, wenn ich Ihnen sage, daß ich aus eigener Kraft die Fesseln abgeworfen habe, die man mir anlegen wollte; mit einem Worte: daß ich eben mit Berghof vom Altar komme, wo ich ihm die Treue schwur, die man für einen Unwürdigen von mir begehrte.“

Wie? rief Stephanie, Sie sind verheirathet, und ohne den Willen Ihrer Aeltern?

„Soll dieß ein Vorwurf seyn?“ entgegnete die Neuvermählte, mit dem Blick, den Stephanie schon an ihr kannte; „doch, ich vergebe Ihnen, Sie kennen das Gefühl nicht, das zu allmächtig ist, um den Einreden dessen zu weichen, was kalte Seelen Vernunft nennen! Auch weiß ich, daß Sie sich dennoch meines Glückes freuen werden, und diese Gewißheit trieb mich, Ihren Wohnort eher als das Schloß meines Gemahls zu besuchen, das, wie Sie wissen,

„hier in der Nähe liegt.“ Sie reichte Stephani-  
 nen die Hand; und wie im Aprill die Sonne  
 schnell die trüben Wolken verdrängt — erschien  
 auch auf ihrem Gesicht, nach dem Aufflug des  
 Unmuths sogleich ein sanftes Lächeln. „Was ich  
 „Ihnen ehemahls von dem Baron Braunsfels  
 „sagte, den man meinen Verlobten nannte —  
 „fuhr sie fort — war nicht etwa, wie Sie  
 „vielleicht damahls glaubten, ein Hirngespinnst —  
 „ich wußte es von Berghof, der genau mit ihm  
 „bekannt war; und schon damahls schlossen wir den  
 „Bund, den nun nichts mehr trennen soll. Mein  
 „Herr Bräutigam kam in die Residenz, und  
 „hatte sogleich mein ganzes Mißfallen. Nie  
 „wäre ich die Seinige geworden, und wenn auch  
 „kein Berghof in der Welt gewesen wäre. Aber  
 „was werden Sie erst denken, wenn ich Ihnen  
 „sage, daß er gleich in den ersten Tagen meinem  
 „Vater ohne Umschweif erklärte: daß er nie  
 „heirathen werde, weil seine erste Liebe — —  
 „doch wohl jene Donna in Italien — das  
 „Grab bedecke, und er alle Schritte zu unserer  
 „Verbindung nur gezwungen gethan. Meine  
 „Aeltern waren erstarrt über eine solche Beleidig-  
 „ung, und ich nützte diesen Moment für meine  
 „Wünsche. Berghof hatte mir geschrieben, er  
 „hatte Hoffnungen, mit denen ich zufrieden war,  
 „wenn sie gleich meinen Erwartungen nicht

entsprachen. Meine Aeltern dachten anders.  
Sie gebotnen mir, alle Hoffnung aufzugeben,  
und theilten mir einen Plan mit, der mich im  
Augenblicke in neue Bande verstricken sollte.  
Ein bejahrter steifer Hof=Cavalier von uralter  
Familie und unermesslichem Vermögen wünschte  
schon längst eine Hand, und man beschloß  
jetzt, diese Verbindung, ohne eine Weigerung  
von mir zu fürchten. Ich sagte zu allem: Ja!  
aber mein Entschluß war gefaßt. Ich schrieb  
an Berghof, er kam heimlich in die Residenz;  
wir sahen uns oft, und diese seligen Augenblicke  
entschädigten mich für die Stunden, die ich mit  
dem zubrachte, den man mir zum Ersatz des  
trüben Braunfels aufdrang. Gestern endlich  
waren Berghofs geheime Anstalten reif. Wir  
entflohen, und ich hinterließ meinen Aeltern  
einen Brief, der sie von allen benachrichtigte.  
In wenig Wochen werden sie hier seyn; ihr Zorn,  
hoff' ich, soll dann seine erste Macht verloren  
haben; und der Beystand des girtenden  
Läubchens Louise wird mir nicht fehlen. Mein  
Gemahl ist von edler Familie, der Liebling  
des Prinzen, seines Generals, der sich selbst  
für uns verwendet haben würde, wäre er nicht  
unglücklicher Weise jetzt abwesend. Und kurz,  
ich weiß, daß ich es nie bereuen werde,  
meinem eignen Willen gefolgt, und einen etwas

„andern Weg eingeschlagen zu haben, als den  
„man mir sehr weise vorzeichnete.“

Stephanie wußte nicht, was sie auf diese leichtsinnige Rede antworten sollte, da ihr Vorwürfe und Vorstellungen am unrechten Orte schienen. Sie schwieg. Die Dame, die eigentlich heut sehr guter Laune war, nahm dieß für Beyfall, und war so zufrieden, daß sie ihr noch manche Scene aus der großen Welt zum Besten gab, wovon Stephanien nur das interessirte, was Albert und Louise betraf. Hermine beklagte sehr, dem glänzenden Hochzeitfeste dieser Beyden — deren Vermählung in einem der nächsten Tage seyn sollte — nicht beywohnen zu können, und tröstete sich nur mit der Hoffnung, recht bald wieder in der Residenz zu erscheinen, um das Versäumte zu ersetzen.

Endlich erlöste Berghof — der seine Gemahlinn abzuholen kam — die arme Stephanie, die mit ihrer Seele weit von der Erzählenden, ihrer traurigen Stimmung oft kaum ein Wort der Gegenrede abgewann.

Man sah es Berghof an, daß er gern Stephanien ein geheimes Wort sagen wollte, aber diese wünschte es so wenig, daß es ihr vielmehr unbeschreibliche Angst machte, als sich Hermine kurz vor dem Abschiede entfernte, um der Frau Berg einige Aufträge zu geben. Kaum waren

„sie allein, als Berghof begann: wie günstig ist  
„mir der Zufall, liebe Freundin, der mir Gele-  
„genheit gibt, eine mir recht wichtige Bütte an  
„Sie zu thun. Das Geheimniß meines Freun-  
„des, zu dessen Vertrauten er mich ehemahls  
„machte, ist meiner Hermine unbekannt, und soll  
„es ihr ewig bleiben. Ich versprach ihm Ver-  
„schwiegenheit, und werde es halten. Aber ich  
„muß Sie bitten, nie gegen meine Frau des An-  
„theils zu erwähnen, den ich daran gehabt; es  
„würde sie tief kränken, daß ich es ihr verbarg.  
„— Sie wissen jetzt ohne Zweifel, warum mein  
„Freund sich in Geheimniß hüllen, und eine  
„Liebe verhehlen mußte, die er so gern der gan-  
„zen Welt gestanden hätte.“

Stephanie hatte bis jetzt geschwiegen; Un-  
wille und tiefer Schmerz verschlossen ihren Mund.  
„Ich weiß alles, Herr von Berghof!“ antwor-  
tete sie endlich, und auch Sie wüßten also, wie  
ich betrogen ward? O möchte ich doch in dem  
Wahn geblieben seyn, daß Sie, wie ich, ge-  
täuscht gewesen wären; er war mir so lieb. —  
Ihre Bütte ist unnöthig; glauben Sie wirklich,  
daß ich je das Schweigen über eine Begebenheit  
brechen würde, die mein Herz so tief verwundet  
hat? Ich bitte Sie vielmehr, ihrer nie wie-  
der gegen mich zu gedenken.

„Ich erstaune!“ rief Berghof aus! „Ist das

„möglich, daß eine so sanfte Seele das Verge-  
„hen so streng beurtheilen sollte, welches die Liebe  
„verursachte? Ich habe meinen Freund seit  
„dem Augenblicke der Trennung auf meinem  
„Gute nicht wieder gesehen; sollten Sie viel-  
„leicht — doch nein — —

In diesem Moment öffnete Hermine die  
Thür; Berghof schwieg, und Stephanie, herzlich  
froh, dieses Gespräch geendet zu sehen, trennte  
sich ziemlich kalt von dem Ehepaar, das heut  
eine Probe des Leichtsinns und der Unbesonnen-  
heit abgelegt hatte, die Stephanien bewies;  
wie wenig ihre Grundsätze überein stimmten.

Stephanie hatte ihrem väterlichen Freunde  
schon vor einiger Zeit ihre trostlose Lage und den  
heißes Wunsch gemeldet, das Schloß zu ver-  
lassen. Sie hatte ihn gebethen, ihr irgend einen  
Platz zu verschaffen, wo sie durch Arbeit und  
Uebung ihrer Kenntnisse sich selbst ein ruhiges  
Loos danken könne. Täglich erwartete sie seine  
Antwort, die für die kleine Entfernung ungewöhn-  
lich lange ausblieb. Der Gedanke: bey der An-  
kunft der Familie hier zu seyn, Albert! dem  
doppelt Treulosen zu begegnen, ihm, der mit zwey  
edeln Mädchenherzen spielen konnte — unbeküm-  
mert, welches von beyden brach — dieser Gedanke  
war ihr schrecklich. Die Zeit, welche man be-  
stimmt hatte, rückte immer näher, und eines

Abends kam Frau Berg mit der Nachricht: daß der geheime Rath von B \* \* schon voraus gekommen, und auf dem Gute des Herrn von Bergshof abgestiegen sey. „Er will — fuhr sie fort, „wahrscheinlich den Vermittler zwischen den jungen Herrschaften und den Aeltern machen, bey denen er viel gilt; — wenigstens hörte ich so etwas von dem Kammerdiener, der ein recht gesprächiger lieber Mann ist, und unsere Herrschaft wird — wie er mir sagte, in einigen Tagen wohl auch hier seyn.“ Wie ward Stephanie bey diesen Worten! — Eine Einladung von Herminen, die gleich darauf folgte, schlug sie unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit ab, und beschloß, anstatt dessen, einen Gang auf das nächste Dorf, wo gewöhnlich die Briefe aus der Residenz abgegeben wurden — um vielleicht dort Trost und Rettung durch den geliebten Wallmann zu finden.

Es war gegen Abend, als Stephanie das Wirthshaus des Dorfes erreichte. Die Wirthinn, die sie kannte, kam ihr mit der Nachricht entgegen: daß zwar kein Brief aus der Residenz da sey, aber wohl ein Bothe an sie, welcher sie eben habe aufsuchen wollen. Stephanie trat in das Gastzimmer und erkannte zu ihrer unaussprechlichen Freude Konrad, Wallmanns Bedienten, der mit ihm auf dem Schlosse war. Er sagte

ihr, daß sein Herr ihn zu ihrer Begleitung hergesandt hätte, und sie ersuchte, so bald als möglich zu ihm zu kommen. Der Wagen, fuhr er fort — ist jeden Augenblick bereit, und Mamsell können jetzt nur selbst befehlen, wann wir reisen wollen. Stephanie wollte eben den Morgen des nächsten Tages zur Abreise bestimmen — aber ein Blick durch das Fenster, an dem sie stand, das in den kleinen Garten des Wirths ging — zeigte ihr einen Gegenstand, der ihr Herz in solche Bewegung brachte, daß ihre Lippen unfähig waren, das Wort zu vollenden. Himmel er war es! Es war Albert, der ihr gegen über stand, und in schwermüthigem Sinnen vor sich hin starrte. Ach! Ihr Herz flog ihm wie sonst entgegen. Gern hätte sie ihre Arme nach ihm ausgebreitet, aber eine schreckliche Kluft lag zwischen ihm und ihr! und die wiederkehrende Besinnung rieth ihr Flucht; schleunige — augenblickliche Flucht! Mit zitternder Stimme fragte sie jetzt den erstaunten Konrad, ob es nicht möglich sey, schon in der nächsten Stunde die Reise anzutreten. Konrad war jeden Augenblick bereit. Stephanie bath ihn dringend, gegen niemand — wer es auch sey — etwas von ihrer Reise zu erwähnen, sie eilte jetzt noch ein Mahl in das Schloß zurück, das sie nun für immer verlassen sollte. Der Gedanke,

daß Albert schon in der Nähe sey, gab ihren Füßen Flügel, und fast hatte sie das Schloß erreicht, das im Nebel der Dämmerung vor ihr lag, als sie eilende Schritte hinter sich vernahm, und zu ihrem größten Schrecken Albert erblickte, der sie zu erreichen strebte. Mit blutendem Herzen verdoppelte sie ihre Eile. Was konnte Er, der Gemahl einer Andern, ihr zu sagen haben? Sie achtete nicht die geheime Sehnsucht ihres Herzens, noch ein Mahl diese liebe Stimme zu hören; nicht seinen Ruf, der endlich in ihr Ohr tönte, nicht die Dornen, welche ihre Füße und Kleider zerrissen; — unaufhaltsam eilte sie vorwärts, und erreichte, ohne sich umzusehen, athemlos die Pforte und ihr Zimmer.

Ach! Hier stand ihr ein schwerer Abschied bevor. Die gute redliche Berg konnte sich nicht überzeugen, daß ihr Liebling sie verlassen — und so ohne Schutz in die fremde Welt gehen wolle. Zwar sah sie mit ihrem fühlenden Herzen Stephaniens Gründe — die diese ihr nicht verhehlte — gar wohl ein; aber ihren Schmerz konnte doch nicht der Gedanke stillen: daß auch dort ein redlicher, treuer Freund die Verlassene liebend in seine Arme nehmen würde. Weinend ließ sie Stephaniens allein, die ihr kleines Gepäck ordnete, und einen dankenden Brief an ihre Tante schrieb. Den Grund ihrer schnellen Reise konnte

ſie freylich nicht nennen, ohne den Samen des Unglücks über den Bund Alberts und Louiſens zu ſtreuen; ſie mußte ſich in das Dunkel des Geheimniſſes hüllen, und die Urtheile tragen, die man über ſie fällen konnte.

Mitten in dieſen Betrachtungen ſtörte ſie die Frau Berg, den Beſuch des geheimen Raths meldend. Stephanie ließ es ihm abſagen, und war froh ſeinem Dringen entfliehen zu können, da ihr die Alte erzählte: wie er geſchworen habe, ſie noch dieſen Abend ſprechen zu müſſen. Sie war jetzt mit all ihren kleinen Geſchäften fertig, und hörte mit Freuden, daß der Wagen an der großen Pforte ihrer warte.

Noch ein Mahl durchlief ſie einſam ihre Zimmer; manche heiße Thräne floß dem Andenken der hier verlebten Stunden. Ach es war ſchon das zweyte Mahl in ihrem kurzen Leben, daß ſie einer dunkeln Zukunft entgegen ging — und wie hatten ſich ihre süßen Erwartungen ſeitdem verringert! Hier! Hier war es, wo ſie ihre Ruhe, den ſtillen lieblichen Frieden des Herzens zurück ließ; dieſen ſchönſten Schatz, der jeden Ort mit der Roſenfarbe der Hoffnung bekleidet, für den das Bewußtſeyn der Unſchuld und Reinheit unſerer Handlungen, ſelbſt — nur Troſt nicht Erſatz biethet. — —

Endlich riß ſich Stephanie los, und eilte

hinab. Unten sank sie noch ein Mahl in die Arme ihrer alten treuen Freundinn, die an der Spitze aller Hausgenossen weinend vor der Pforte stand. „Ach beste Herzens = Mamsell,“ sagte die gute Alte, „segne Sie doch Gott mit seinem besten Segen, und gebe Ihnen, was Sie verdienen; die arme alte Berg wird Sie nun wohl nicht wiedersehen, denn der Himmel weiß, wie bald vielleicht mein Stündlein schlagen kann!“ Stephanie konnte ihr kaum vor Schluchzen das herzliche Lebewohl erwiedern, sie drückte ihre Hand, und wollte in den Wagen steigen, aber die Alte hielt sie noch ein Mahl zurück: „ach du mein Gott, hätt' ich doch bald etwas vergessen. Als ich vorhin an der Pforte stand, den Wagen zu erwarten, wie Sie befohlen hatten, da hat mir ein Knabe dieß Briefchen an Sie gebracht, und mich inständigst gebethen, es noch diesen Abend zu übergeben. Ja lieber Himmel, in dem Augenblick kam die kranke Anne, der Sie immer so viel Gutes thaten, und da haben wir von Ihnen geplaudert, und ich habe das Briefchen ganz vergessen. Nun Kutscher, fahr in Gottesnamen zu, und behuthsam! In der dunkeln Nacht, das Gott erbarm und alle Heiligen! Nun, der Schutz kann dem frommen Kinde nicht entgehen.“

Eilend flog der Wagen durch die Nacht. Die arme Stephanie sann und weinte; der Postillon pfiß und sprach mit seinen Pferden; Konrad schlief. Nur die trauernde Stephanie wachte; sie dachte sich das verlassene Schloß von dem Einzuge der glücklichen Neuvermählten belebt, wie alles ihnen huldigte — ihre Freude theilte — — o! diese Gedanken stießen tausend Dolche in ihr Herz.

Endlich hielt der Wagen vor einem einsamen Hause. Konrad lud Stephanien ein, auszusteigen, um etwas zu sich zu nehmen. Sie nahm es an, weil sie sich des Briefes erinnerte, den Frau Berg ihr bey dem Abschiede gab. Man führte sie in ein kleines reinliches Zimmer, und kaum war sie allein, als sie das Papier öffnete, das mit Bleystift geschrieben — und ach! von welcher Hand — folgende Worte enthielt:

„Sie fliehen mich, Stephanie? Fliehen mich, wie einen Verbrecher? O Gott, das ist zu viel für meine ohnehin schon belastete Seele. Nicht meine heiße ewige Liebe war es, was mich jetzt zu Ihnen führte, was mich, in den Schleyer der Nacht gehüllt, noch jetzt Ihre Wohnung umschleichen läßt, — noch jetzt — da ich weiß, daß Sie mich hassen. Nein! warnen, warnen will ich Sie vor einem Abgrund, an dem Sie — o gewiß! bewußtlos

„stehen. Ein vornehmer Bösewicht umstellt Sie  
„mit seinen Netzen. Verführung wird ihm nicht  
„gelingen, so prahlend er auch darauf baute —  
„wie sollte ein Engel, wie Stephanie, der Ver-  
„führung erliegen, Sie, die der reinsten Liebe  
„Flehen widerstand? Aber Gewalt —! Ja Ste-  
„phanie, auch Gewalt scheut jener Bube nicht,  
„Sie sein Eigenthum zu nennen. Ihre Tante!  
„O Gott, daß ich das sagen muß, ist ihm  
„nicht entgegen. Seyn Sie auf Ihrer Huth;  
„er ist in der Nähe; er lauert Ihnen auf! —  
„Er wird Sie davon führen! — denn was kann  
„ein Bösewicht nicht! O Gott! wenn es schon  
„zu spät wäre! Doch nein; er glaubt noch Zeit  
„zu haben, und ich sah Sie ja, da ich Ihnen  
„folgte, unaufgehalten in das Schloß gehen.  
„Was führte Sie aber nur an den Ort, wo ich  
„Sie zuerst erblickte? Der Mensch, mit dem Sie  
„sprachen, ist mir verdächtig; ich sah ihn oft in  
„der Residenz an Orten, wo die Tugend den  
„Lockungen des Goldes selten widersteht! was  
„hatten Sie mit diesem? Ich wollte ihn  
„ausforschen, aber sein Schweigen, seine ge-  
„schraubten Antworten bestätigten meinen Ver-  
„dacht. — Ach warum mußten Sie den war-  
„nenden Ketter fliehen!“

„Den Ketter! Ja Stephanie, ich will Sie  
„retten, ich will Sie bewachen, ungesehen will

„ich Ihren Feind umschweben, und seine Pläne  
„zerstören! Leben Sie wohl, ich weiß nicht,  
„was ich schreibe, Angst und verzweifelnde Ei-  
„fersucht — heiße innige Liebe für die, die mich  
„flieht und haßt, verwirren meine Sinne. O  
„Stephanie! Lassen Sie mich nur noch ein Mahl  
„zu Ihnen reden! Hören Sie meine Recht-  
„fertigung — ehe die Ankunft derer, die uns  
„trennen, mir den Mund verschließt. Morgen  
„ist es noch Zeit; morgen muß ich Sie spre-  
„chen. Ich sehe die Frau Berg; durch sie wird  
„dies Blatt in Ihre Hände kommen. Noch ein  
„Mahl Stephanie: hütten Sie sich vor der  
„List! Gewalt kann Ihnen nicht schaden, so  
„lang ich lebe!“

Stephaniens Entsetzen bey Lesung dieser Zeilen ist unbeschreiblich. Finsterer Argwohn zog in ihre Seele ein, und gewann eine Macht über sie, vor der sie selbst erstaunte. Tausend Mahl sagte sie sich zu ihrem Troste: daß Konrad schon lange ein treuer Diener Wallmanns sey; aber, warum hatte er keinen Brief an Sie? Konnte er nicht bestochen — seinem Herrn abtrünnig — vielleicht schon nicht mehr in seinen Diensten seyn? warum lehrte man in diesem einsamen Hause ein? Sie beschloß, Konrad auszuforschen. Alle andere Gedanken schwanden, so sehr auch der Brief geeignet war, sie hervor zu rufen. Konrad er-

schien, ihr zu melden: daß der Wagen bereit sey, und Stephanie war nicht fähig, ihm den Argwohn zu verbergen, den sie gefaßt hatte; sie zeigte ihm nur ihre Verwunderung, daß er keine Zeile seines Herrn mitgebracht habe. Der alte Mann antwortete mürrisch: „daß Herr Wallmann dieß wohl für unnöthig gehalten, da er ihn sende. „Auch war es ja unnöthig — fuhr er fort — „da es Ihnen erst jetzt einfällt, darnach zu fragen. Warum ich diesen Weg einschlug, werden Sie schon erfahren; auch sollten Sie es sehr zufrieden seyn, denn wahrscheinlich wissen Sie, wie man auf jeden Ihrer Schritte lauert; warum hätten Sie mir sonst gebotzen, unsere Reise geheim zu halten? Der Himmel weiß, auf was für Abwegen ich nach dem Schlosse kam, Sie abzuhohlen, weil ein junger Herr — den ich recht wohl kenne — mir wie mein Schatten folgte. Sie können ganz ruhig seyn; der Ort, wohin ich Sie bringe, wird Ihnen gewiß gefallen.“ Noch ein Mahl bath er sie bringend, nicht länger zu zögern; er nahm ihre Geräthschaften und begleitete die Zitternde an den Wagen, die durch Konrads Antwort nichts weniger als beruhigt, durch den einmahl gefaßten Argwohn nun alles als eine Bestätigung ihrer Furcht erblickte. Die Reise ging eilig fort. Ich weiß die Zeit ihrer Dauer nicht zu bestim-

men — genug, daß Stephanie endlich die Thürme einer großen Stadt erblickte, die ihr auf ihre Fragen als die Residenz genannt wurde. Konrad war, seit er Stephaniens Zweifel beantwortet hatte, kalt und stumm; und Stephanie sah jetzt mit Entsetzen alles bestätigt, was sie fürchtete, da sie wahrnahm, daß der Weg, auf dem sie sich befanden, — nicht der Weg in die Residenz war. Jetzt war sie fest entschlossen, bey der ersten Gelegenheit der Obhuth ihres Führers zu entfliehen, dessen Lücke ihr nun nicht mehr zweifelhaft schien. Immer mehr ging der Wagen von dem ersehnten Wohnort ihres Freundes und Vaters ab. Stephanie faßte den Muth, dem mürrischen Konrad zu gebiethen: sie nach der Residenz zu bringen. Er lächelte schalkhaft in sich hinein, und zeigte ihr in einer kleinen Entfernung die Thürme eines Schlosses, deren Spitzen einsam aus dichter Waldung hervor ragten. Dieß — sprach er, ist das Ziel unserer Reise, und in kurzer Zeit werden wir es erreicht haben. Mein Herr wird Ihnen dann schon selbst alles sagen. Stephanie sah kein Mittel zur Rettung; der Ort, den sie für einen Kerker hielt, war zu nahe, um noch an Flucht zu denken; und, trostlos legte sie sich in die Ecke des Wagens, die Vorsicht um einen glücklichen Ausgang zu bitten.

Das Schloß im Walde war jetzt erreicht: ein prächtiges Gebäude im edelsten Styl, und ringsum mit Gärten umgeben, die man mit Recht paradiesisch nennen konnte. Kostbar gekleidete Diener kamen Stephanien ehrfurchtsvoll entgegen; führten sie in eine Reihe Zimmer, die dem Uebrigen entsprachen, und die man ihr als die ihrigen nannte. Stephanie war außer sich vor Verwunderung; ihr Argwohn war durch nichts widerlegt — aber, das Ganze dieses Orts hatte so wenig Furchterregendes, daß sie anfang freyer zu athmen, ob sie gleich noch immer nichts begriff. Ein liebliches junges Mädchen kündigte sich ihr als ihre Dienerin an, aber auch sie hatte keine befriedigende Antwort auf Stephaniens Fragen. Mehrere Tage waren schon vergangen, als Stephaniens Mädchen ihr die Ankunft der Herrschaft aus der Residenz ankündigte; und bald darauf erhielt sie die Einladung der Dame: vor ihr zu erscheinen. Alle Furcht wich auf ein Mahl von Stephaniens Seele, da sie ein weibliches Wesen als Gebietherin dieses Orts nennen hörte. Sie kleidete sich muthvoll an, und ward durch mehrere Zimmer, und eine Schaar von Bedienten in ein Cabinet geführt, wo ihr die Dame, eine hohe edle Matrone, im einfachen Reisekleide entgegen trat. Ein magisches Dunkel ließ Stephanien

nur noch eine männliche Gestalt wahrnehmen, die einsam in einem Winkel stand. „Ich kann, unmöglich länger hier seyn, mein Kind — begann die Matrone im sanftesten Ton — ohne Ihnen eine Freude zu machen, die ich nur darum verschob, um Zeuge davon zu seyn. Kommen Sie, mein Freund,“ wandte sie sich an den Mann, der schnell herzu trat, und im nächsten Augenblicke lag Stephanie in Wallmanns Armen. Die liebevolle Zuschauerinn dieser frohen Scene nahm zuerst wieder das Wort, indem sie die weinende Stephanie aufhob, die sich von ihrem Freunde los gerissen hatte, und dankbar zu den Füßen der Dame lag, die ihr Wallmann als Wohlthäterinn nannte. „Ihren Dank, meine gute Tochter,“ sprach die Gerührte, „denke ich erst noch zu verdienen, bis jetzt that ich noch wenig für Sie, deren Werth ich durch diesen Freund ganz kenne. Fassen Sie Vertrauen zu mir, mein Kind! Sehen Sie mich als Ihre Mutter an, und vergessen Sie alles, was Ihnen Trauriges begegnet seyn mag. Ich bürgere Ihnen von jetzt an für ein Leben, welches Ihren Verdiensten angemessen seyn soll. Nun gute Nacht, liebe Stephanie, ich bedarf der Ruhe und alles Uebrige wird Ihnen Wallmann erzählen.“

Wallmann brachte Stephanien, betäubt von  
die

diesem schnellen Wechsel ihres Schicksals, auf ihr Zimmer zurück. Er sagte ihr, auf die unzähligen Fragen, die sie ihm that, daß sie so eben vor der Prinzessin Josephe gestanden habe, die auf seine Bitte sie in ihren Schutz nehmen wolle. Er mahlte ihr den edlen Charakter der erhabenen Frau, mit so treffenden Zügen, daß Stephanien's ganze Seele von hoher Achtung durchdrungen ward, und heißer Dank ihr Herz zu Gott erhob, der sie den schönsten Schutzgott finden ließ.

Das Geheimniß, welches auf ihrer Reise lag, war eine Grille der Prinzessin, die es sich vorbehalten hatte, sie zu überraschen. Die Großen haben oft auch bey ihren edelsten Handlungen kleine Rücksichten auf ihr Vergnügen, und wer will ihnen diese nehmen?

Den nächsten Morgen ward Stephanien angekündigt, daß sie sich vorbereiten sollte, bey einem Feste zu erscheinen, welches heut auf dem Schlosse gegeben würde. Alles, was bey Hofe glänzte, wurde erwartet. Wagen rollten schon vom frühen Morgen an in den Hof, und das ganze Schloß war in fröhlicher Bewegung. Stephanie wäre lieber auf ihrem einsamen Zimmer geblieben, aber der Befehl der Prinzessin litt keine Widerrede, und seufzend ließ sie sich in die prächtigen Kleider hüllen, die diese gütige Dame

Herbstblumen II. Th. F

ihr selbst dazu sandte. Mit der hohen Röthe der Scham sah sie endlich, als ihr Mädchen die Toilette vollendet hatte, ihre blendend schöne Gestalt in dem Spiegel. Ach dieser prunkende Putz: — die glänzenden Steine in ihren Locken — die sie nur mit den einfachen Blumen der Jahreszeit zu schmücken gewohnt war; diese köstlichen Perlen, so sehr sie auch selbst die Weiße des schönsten Halses hoben — paßten ja so wenig zu ihrem niedern Stande, als zu ihren bescheidenen Wünschen. Sie äußerte leise, wie gern sie das ablegen möchte, was ihr nicht gebühre; aber man sagte ihr: daß man nur den Befehlen der Fürstinn zu Folge sie dieß zu tragen bäthe — — und sie mußte schweigen.

Es war Abend. Tausend Kerzen schimmerten im Schlosse; Stephaniens Herz schlug ängstlich und schwer. Wallmann kam sie abzuholen, und führte sie in das kleine Cabinet, wo sie die Prinzessin das erste Mahl sah. Hier hieß er sie warten und entfernte sich. Nach einer langen Viertelstunde erschien die Prinzessin selbst, und befahl Stephanie ihr zu folgen. Die Thüren des großen Saals öffneten sich und Stephanie erblickte eine zahlreiche glänzende Gesellschaft. Manches bekannte Gesicht traf ihr Auge, manche Vorstellung drängte sich ihrer Seele auf — aber es war nicht Zeit zu diesem Allen, denn

eine Ueberraschung stand ihr bevor, die sie in das bunte Reich der Träume zu zaubern schien: die Prinzessin ergriff ihre Hand, und sagte zu der Gesellschaft: „Hier stelle ich Ihnen meine Pflegetochter, die junge Gräfinn von R\*\*, vor!“ Stephanie starrte die Prinzessin an, die sie fast bewusstlos zu der Gräfinn Iltenstein, ihrer Tante führte, welche Stephanie schon vorher unter der Menge wahrgenommen hatte. „Deine Verwandten, meine liebe Stephanie,“ begann die Prinzessin von neuem — „setzen Dich in alle Rechte Deiner Mutter ein; und der Fürst ist so gnädig gewesen, Dir den Namen Deiner Ahnen beizulegen; das Papier, welches Dir dieß alles bestätigt, ist in meiner Hand, ich wünsche, daß es Dich glücklich mache.“

Die Gräfinn Iltenstein flüsterte einige unverständliche Worte auf Stephaniens enthusiastischen Dank. Ach, Stephanie wußte nicht, wie ihr war. Nicht Freude war es, was ihren Dank so feurig, so innig machte. Der Stand, den man ihr gab, mit allen seinen Reizen konnte ihr ja jetzt kein Glück mehr gewähren — — Nührung war es, heiße glühende Neue, ihre Verwandten so verkannt zu haben, und ein nahe an Anbethung gränzendes Gefühl für die Prinzessin, deren Werk dieß Alles unverkennbar war.

Diese Gefühle auszudrücken, war jetzt ihr

höchstes Bedürfniß. Aber nur die Prinzessin nahm den Erguß ihres vollen Herzens an. Kalt und zurückschreckend standen die andern so genannten Schöpfer ihres Glücks, und was sie der Gerührten erwiederten, sah mehr dem Haffe als der Liebe ähnlich.

Bald hatte Stephanie nun die Glückwünsche aller Anwesenden empfangen; jeder sagte ihr, dem gefeyerten Liebling der Prinzessin, etwas Schmeichelhaftes — aber kein Herz kam ihr entgegen. Sie harrte mit Sehnsucht auf den Augenblick, wo sie die Erlaubniß erhalten würde, sich zurück zu ziehen, um mit Wallmann zu sprechen — um von ihm alles Unbegreifliche zu erfahren, und alle ihre Gefühle an seinem Herzen auszuweinen. Da fühlte sie sich auf einmal von ein paar sanften Armen umfaßt, und eine Stimme flüsterte in ihr Ohr: „Und kennst mich denn Stephanie gar nicht mehr?“ — — O Louise! Louise! rief Stephanie mit Entzücken, auch Du hier? Vergib! ich kann mich nicht fassen — weiß ich doch kaum, was mit mir vorging.

Louise zog ihre Freundin mit sich in ein Nebenzimmer. Stephanie war so froh, in dem weiten Kreise kalter Menschen, eine theilnehmende verwandte Seele zu finden, daß sie in diesem Augenblicke alles vergaß, was ihr sonst Loui-

fens Anblick nicht wünschenswerth machte. Man setzte sich auf ein Sopha, und während im Saal die Spieltische geordnet wurden, wechselten beyde Freundinnen ihre Erzählungen gegen einander aus. Louise bemerkte im Rausch der Freude die Lücken nicht, die in Stephaniens Geschichte für sie seyn mußten; sie gab ihr die Gefühle ihres Herzens offen und unverstellt, umarmte sie so oft und so herzlich, und eilte endlich fort, ihren Albert zu hohlen. Stephanie wollte sie zurück halten, aber vergebens! da flog sie schon hin, und ihr leichtes Gewand verlor sich in der Menge.

Stephanie rief jetzt die ganze Standhaftigkeit ihrer Seele auf. Sie erwartete den bittersten Augenblick ihres Lebens, aber sie wollte ihm nicht entfliehen. Schon hörte sie Louises Stimme vor der offenen Thür des Cabinetts, in dem sie sich befand — sie hob ihr Gesicht von dem Küssen des Sopha's — trocknete ihre Thränen, und ging den Eintretenden entgegen. Aber — o Himmel! vor ihr stand Louise am Arm ihres Alberts, wie sie ihn der zitternden Stephanie nannte; am Arm eines jungen schlanken Mannes, mit blonden seidnen Locken, und zärtlich schwachendem Blick — ganz das Gegenbild des männlichen, starken, kühnen Jünglings, der in Stephaniens Seele lebte. — Es war nicht Stephaniens Geliebter! — Welche Entdeckung!

vergebens strebte die von tausend Gefühlen zu heftig Erschütterte, die liebevolle Anrede ihres Vaters zu beantworten. Sie fand keine Worte, nur Thränen stürzten unaufhaltsam aus ihren Augen, die sie mit den mannigfaltigen Gemüths-  
bewegungen und Ueberraschungen dieses Abends entschuldigte. Sie wollte sich einsam auf ihr Zimmer zurück ziehen, aber Albert und Louise ließen es sich nicht nehmen, ihr dahin zu folgen, und o! mit welcher Freude sah Stephanie jetzt das Glück dieser Beiden, die ihr durch die Stunden, die sie hier mit ihnen zubachte, unaussprechlich theuer wurden. Man trennte sich erst spät in der Nacht. Stephanie hatte sich bey der Prinzessin entschuldigen lassen, und sah sich nun mit Entzücken allein — allein mit ihren Gedanken an ihn, den sie jetzt wieder lieben konnte. Das Geheimniß, welches er ihr verhehlte, war ja also nur sein Stand, sein Nahme! — O! möchte er doch seyn, wer er wollte, wenn er nur der treue, liebevolle, wenn er nur der achtungswerthe Mann war, den sein erster Blick ihr verkündigte. Wie schmerzlich bereuete sie es jetzt, einer Unterredung mit ihm ausgewichen zu seyn, die Alles erklärt haben würde. Wo war er jetzt? und konnte sie auch hoffen, ihn wieder zu sehen? Die Strahlen des kommenden Morgens fanden sie noch angekleidet auf ihrem

Sitze, und es war hoch am Tage, als sie aus dem Schlummer erwachte, der endlich ihre Augenlieder schloß, und sie heitern Träumen in die Arme legte.

Die Prinzessin wünschte Stephanien bey ihrer Toilette zu sehen. Diese kleidete sich an, um ihrem Befehl zu folgen. Sie fand in dem Cabinett der Prinzessin — die noch nicht sichtbar war — ihren Freund Wallmann, von dem sie schon gestern so gern eine Aufklärung über die unbegreifliche Güte ihrer Verwandten gewünscht hatte. Andere Gefühle, die ihrem Herzen so viel näher lagen, hatten diesen Wunsch unterdrückt, der erst jetzt bey Wallmanns Anblick wieder in ihr rege ward. Sie fragte, und er erzählte — erzählte alles, was meine Leser schon wissen. Nur die Art, wie er Stephaniens Rechte geltend machte, bleibt mir noch zu sagen übrig. Wallmann kannte die Prinzessin Josephine; er wußte, daß es bey ihr nur des Rechts bedurfte, um ihrer Hülfe gewiß zu seyn. Er legte ihr alle die unumstößlichen Beweise dieses Rechts vor, die in seinen Händen waren, und er fand Hülfe — mehr als Hülfe: ein warmes mütterliches Herz für die verlassene Stephanie. Die Prinzessin übergab das Testament dem Fürsten, und ein einziges ernstes Wort — ganz im Geheimen mit der Familie Iltenstein

gesprochen, war hinreichend, Alles von ihnen zu erlangen. Ueberraschung, sich entlarvt — vor dem entlarvt zu sehen, dessen Gunst ihr ganzes irdisches Glück war, trieb das Geständniß ihrer Schuld auf ihre bleichen Lippen, aber der großmüthige Fürst verlangte es nicht zu hören; er selbst gab ihnen Worte der Entschuldigung in den Mund, und die Elenden benutzten seine Güte, alle Schuld, alles Wissen um diese schlechte Handlung von sich ab, auf die verstorbene Gräfinn — ihre Mutter — zu wälzen. Sie versprachen gut zu machen; versprachen alles, was die edle Prinzessinn begehrte, und Stephanie sah sich jetzt — durch ihren Freund im Unglück — durch den edeln Wallmann, im Besitz eines geehrten Namens, eines großen Vermögens, und der Gunst einer Fürstinn, die die Zierde ihres Geschlechts war. Dankbar weinte sie an seinem Halse Thränen der Freude und der reinsten kindlichen Liebe; dem höchsten wie dem irdischen Schöpfer ihres Glücks ein gefälliges Opfer.

Die Prinzessinn erschien endlich, die schöne Gruppe zu vollenden. Sie sagte Stephanien, daß ihr gestern schon ein sehr vortheilhafter Heirathsantrag für sie geschehen sey. — Stephanie erblaste! — „Sey ruhig, mein Kind, tröstete sie die Prinzessinn; niemand wird jemahls

„deinen Willen zwingen. Du wirst den jungen Mann sehen, dem ich deine Hand wohl wünschte; du hast Zeit und Gelegenheit, ihn kennen zu lernen, und nur dein freyes Wort kann seine Hoffnungen erfüllen.“ Mehrere Personen, die jetzt den kleinen Kreis erweiterten, endigten dieß Gespräch, und erlaubten Stephaniens keine andere Antwort auf diese gütigen Worte, als die, welche die Prinzessin in ihren dankbaren Blicken las, die ihr beredter dünkten, als jede Sprache. O! gewiß, es thut den Großen wohl, wenn sie einmahl, statt des ewigen Einerley schmeichelnder höfischer Zurückhaltung, eine ungekünstelte Seele finden, die unverstellte Liebe offen und frey für sie zeigt, ohne sie erst in das Gewand des Hof-Ceremoniels zu zwingen. Stephaniens warme Dankbarkeit, ihre Hochachtung für diejenige, die die Schützerinn jedes Unglücklichen war, und die innige leidenschaftliche Liebe, die sie mit jedem Tag mehr für sie fühlte, webten ein festes Band um diese beyden Seelen, das den Vorurtheilen des Standes trogte, und nur mit dem Tode verblich.

Noch einige Tage blieben Albert und Louise mit mehrern Gästen aus der Residenz im Schlosse. Ihre Aeltern hatten sich gleich den nächsten Morgen — nach jenem für Stephanie so merkwür-

digen Abende — entfernt, und endlich rissen auch sie sich aus Stephaniens Armen, die nach ihrem Abschiede die Prinzessin fast nur in den Stunden der Einsamkeit sah. Sie mußte vermuthen, daß der Mann, den man ihr vorschlug, sich unter den noch anwesenden Personen befände, und sie mied daher die Gesellschaft so viel als möglich.

Es war nach einem nächtlichen Gewitter ein schöner kühler Morgen; Stephanie erwachte früh, und beschloß ihn im Garten zu genießen. Ach! Ihre Seele bedurfte Trost und Ruhe — die sie von je her in den Armen der Einsamkeit und Natur zu finden gewohnt war. Die Prinzessin hatte ihr gestern angekündigt, daß heut der Mann ankommen würde, dessen Gattinn sie ihre Pflegetochter so gern sehen würde. Der Name, den ihr die Prinzessin nannte, war ihr nur allzu bekannt; der ihr bestimmte Gemahl war niemand anders als jener Baron von Braunsfels, den man einst Herminen zugebacht, und der aus Treue gegen frühere Liebe diese Fesseln zerbrach; — — doch nicht er — sein Vater hatte um Stephanien geworden.

Sie fürchtete keinen Zwang, aber wehe — unendlich wehe that es ihrem Herzen, den ersten Wunsch ihrer Wohlthäterinn nicht erfüllen zu können. Schwermüthig setzte sie sich in eine

dichte Laube; dieses stille schattige Dunkel war den Gefühlen der Trauer günstig, die heut ihre ganze Seele einnahmen. Die Briefe ihres Geliebten — das einzige Denkmahl seiner Liebe, hatten sie bis tief in die Nacht beschäftigt, und unaufhörlich wiederholte sie sich den Schwur: ihm ewig, ewig treu zu seyn. Die Vorstellung, daß sie ihm vielleicht nie wieder begegnen würde, daß er sie — die ihm undankbar und treulos scheinen mußte — vergessen könnte, brachte die schmerzlichste Bewegung in ihr hervor. Alle die schönen Momente der Liebe und des Glücks standen im zauberischen Lichte der Erinnerung vor ihrer Seele. Ach! und keine Neue gab ihr den Verlorenen zurück!

Leise Tritte, die sie in diesem Augenblicke neben der Laube hörte, unterbrachen sie jetzt. Sie trocknete ihre Thränen und stand auf, der unwillkommenen Störung zu entgehen. Aber wer beschreibt ihr Erstaunen, ihre Freude, ihre Ueberraschung beim Anblick des Eintretenden! Er war es selbst, ihr Freund, der Gegenstand ihrer heißen Sehnsucht, und übermannt von ihren Gefühlen lag Stephanie in seinen Armen.

Einzelne Worte, Ausrufungen, Thränen, waren Alles, was Stephanie dem Entzückten antwortete, als er sie wiederholt fragte, ob sie ihm die List verziehen habe, wozu ihn die Liebe ver-

mocht habe. Unter dem Nahmen Ihres Vatters  
— sagte er — hoffte ich, leichter Zutritt bey Ihnen zu gewinnen, als unter meinem eignen, von dem ich Verwerfung fürchtete. — — O! — unterbrach ihn Stephanie, nennen Sie ihn, diesen Nahmen! — — Wie? Rief er erstaunt, noch immer wäre ich Ihnen unbekannt? Und doch sagte mir ihr grausames Abschiedsschreiben: daß Sie alles wüßten? O! Jetzt wird mir Vieles deutlich. Stephanie! Mein Betrug führte mich an den Abgrund, dem ich entfliehen wollte. Hören Sie Alles! Ich bin der Baron Braunsfels! —

Doch ich will nicht mit Braunsfels Worten erzählen, was Stephanie endlich nach tausend Unterbrechungen erfuhr. Wer kennt nicht das unzusammenhängende Gespräch zweyer Freunde — zweyer Liebenden, die nach langer Trennung sich wieder finden. Lange Zeit bedurfte es, ehe sie alles wußten; und von dem Augenblicke, da sie einander wieder gegeben waren, schien ihnen jede Erklärung so unnöthig, so überflüssig; vernehmet also von mir, meine Leser, was Braunsfels zu seiner Entschuldigung zu sagen hatte.

Der alte Baron, Braunsfels Vater, hatte seinen Sohn, schon während derselbe noch auf Reisen war, mit Herminen von Iltenstein verlobt. Eine Nachricht an ihn schien dem Vater

genug, um der Befolgung seines Willens gewiß zu seyn, und die Antwort, welche er erhielt, entsprach seinen Wünschen. Das Herz des jungen Mannes war frey, die angekündigte Braut ward ihm mit den reizendsten Farben geschildert; und seine Fantasie schuf sich ein Ideal, dem er mit leichtem Sinne die übrigen Rücksichten zum Opfer brachte. Er trat die Rückreise an. Seine Ankunft in der Residenz war bestimmt, aber die Krankheit seines alten Lehrers — der ihm mehr Vater war, als der Mann, dem er das Leben dankte — hielt ihn in einem kleinen Städtchen — ganz nahe dem Ziel seiner Reise — zurück. Das Glück ließ ihn hier noch etwas finden, was diesem langweiligen Aufenthalt die höchsten Reize lieh, einen Freund! — Berghof! den er auf der Akademie kannte, und der, seitdem bey dem Militär angestellt, in dieß Städtchen versetzt worden war, wo sich jetzt beyde Freunde mit Entzücken begegneten.

Braunfels erzählte seinem Freund seine Begebenheiten — seine Bestimmung! Albert von Illenstein, der Bruder seiner Verlobten war einst der Dritte in diesem freundlichen Bunde. Sie gedachten sein, wünschten ihn zu sich, und die Zeit, welche Braunfels hier zubringen sollte, verstrich wie ein heiterer Tag. Die Trennung rückte heran, Braunfels konnte jetzt seinen Leh-

ver verlassen, und hatte schon den Tag seiner Abreise bestimmt, als ein Brief seines Vaters der Sache eine andere Wendung gab. Er schrieb ihm: „daß der Bruder seiner Braut, der junge „Graf von Altenstein, in einem Zweykampf — „der aber fast nicht zu vermeiden gewesen wäre „— das Unglück gehabt hätte, den Sohn des „geheimen Raths von B\*\* zu verwunden. Der „junge Graf von B\*\*, fuhr er fort, ist dem To- „de nahe, und des Fürsten Zorn so groß, daß „die ganze Familie Altenstein in Gefahr ist, in „Ungnade zu fallen. Sollte dieß seyn, so kann „aus der Verbindung zwischen uns, — so vor- „theilhaft sie auch sonst ist — nichts werden, „und ich wünsche also, daß du deinen jetzigen „Aufenthalt nicht eher verläßt, bis ich dir von „dem Ausgang Nachricht gebe.“

Braunfels theilte sogleich diese Nachricht seinem Freunde mit, die ihm nur in Rücksicht auf Albert weh that; und beyde beschlossen, die Zeit, die ihnen der Zufall noch schenkte, auf Berghofs ererbtem Gute zuzubringen, das, wie wir wissen, in der Gegend des Schlosses Heinsburg lag. Hier sah Braunfels Stephanien. Er zitterte, ihr seinen Namen zu nennen, weil er gewiß glaubte, sie würde ihn als den Verlobten ihrer Cousine kennen, und seine Liebe verwerfen. Doch war er entschlossen, ihr Alles zu vertrauen; aber der Irr-

thum der Frau Berg — die ihn sogleich als ihren Herrn bewillkommte, ließ ihn diesen Zufall als eine Fügung des Himmels ergreifen. Die Familie von Iltenstein kam an. Berghof sah Herminen, und verbarg dem Freunde sein Wohlgefallen an ihr nicht. Auch Braunfels sah sie, und ihr Anblick vollendete den Entschluß, nur Stephanien seine Hand zu reichen. Er hoffte ihre Einwilligung zu einer geheimen Verbindung, und als diese Hoffnung ihn täuschte, wünschte er nur noch eine Unterredung mit ihr, die vielleicht — wäre sie wirklich erfolgt, jeden Irrthum aufgeklärt hätte. R e i s e n mußte er jetzt! Ein Brief von seinem Vater — der ihm aus dem Städtchen nachgeschickt ward — meldete ihm, daß dieser selbst in die Gegend kommen würde, die Familie von Iltenstein zu besuchen, und befahl ihm, sich zu der Zeit auch auf dem Schlosse einzufinden. Diesem Befehl konnte — durfte er jetzt nicht folgen. Er reiste, nachdem er vergebens gehofft hatte, seine Geliebte noch ein Mahl zu sehen, und von der nächsten Station schrieb er seinem Vater ein offenes Geständniß seiner Gefühle. Er sagte ihm: „daß er jetzt, da er das Glück des Lebens kenne, nie seine Hand zu einem Bunde geben würde, der gegen die Wünsche seines Herzens wäre.“ Er sagte es ihm ehrfürchtvoll, aber entschlossen wie ein Mann; er bath

ihn, Stephanien kennen zu lernen, und dann, um des einzigen Sohnes Glück zu gründen, das Vorurtheil des Standes zu vergessen. Dieß war der Brief, den der alte Baron auf dem Schlosse erhielt. Zorn und Wuth kämpften in ihm, da er diese Zeilen las, aber die Gewandtheit des Hofmanns zauberte eine freundliche Maske vor sein Gesicht, die Stürme des Innern zu bedecken. Er entschuldigte seinen Sohn, dessen Einwilligung er noch immer zu erwingen hoffte, so gut er konnte, und erdichtete kurz darauf selbst jenen Brief an Herminen, den Stephanie fand. Berg-hof hatte Herminen, der er aus Treue gegen seinen Freund die Wahrheit verhehlen mußte, das Märchen von der Italiänischen Heirath ihres Verlobten erzählt, und dadurch jedes Hinderniß hinweg geräumt, welches seiner Liebe noch im Wege stand. Verdruß und gekränkte Eitelkeit, sich verschmäht zu sehen, und heißer Wunsch, sich an dem Verächter zu rächen, vollendete jetzt bey Herminen, was die Liebe begann: eine Liebe, die in ihrem leichtsinnigen Gemüth zu feste Wurzel geschlagen hatte, um noch die Einwendungen des Verstandes zu hören. Sie versprach Berg-hof ihre Treue, und ihre Hand. Und wir haben gesehen, wie sie Wort hielt.

Stephanie ward jetzt krank, krank durch jenes unglückliche Mißverständnis, das sie dem Tode nahe

nabe brachte, während der treuste — zärtlichste Freund für sie zitterte! Nicht so bald hatte Albert — denn so hieß auch Braunsfels — die Ankunft der Familie Altenstein in der Residenz erfahren, als er eilte, das Band zu brechen, welches ihm die schwerste Fessel schien. Er wußte, daß er Stephanien nie ohne die Einwilligung seines Vaters — die dieser hart verweigerte, besitzen würde; er kannte ja ihre Grundsätze — aber er wollte wenigstens seine Freyheit bewahren, ihr die Treue unverbrüchlich halten, die er ihr gelobte. Mit festem Muth erklärte er diesen Willen dem Grafen Altenstein, Herminens Vater, und reiste ab, Stephanien alles zu entdecken. Er traf sie krank! ein Bild des Todes, eine schöne Blume vom Sturm gebrochen. Sein Schmerz war gränzenlos. Nur in den Stunden der Nacht durfte er die Reise zu ihr antreten, da sein Vater ihm überall nachspüren ließ, — ach! und nur tieferer Kummer war alle Wahl der Lohn dieser beschwerlichen Reise. Endlich kehrte Stephanie in's Leben zurück! Er kam — und wir wissen das Uebrige. Ihre Briefe sagten ihm, daß sie alles wußte, seinen Betrug, der ihm jetzt selbst tausend Mal strafbarer erschien, als damahls, da das zauberische Glück der ersten Liebe ihm alle Hindernisse klein zeigte, die jetzt riesengroß vor ihm standen.

Dennoch! ach dennoch war Stephanie zu hart! Er glaubte sie entflohen, um seinerwillen einsam umher irrend in einer ihr fremden Welt, und jetzt kannte er keine Rücksicht mehr. Er reiste ab, und suchte Stephanien in ihrer Heimath bey der Prediger-Familie, die ihm von jenem ersten Zusammentreffen mit seiner Geliebten bekannt war. Aber — der Pfarrer war todt, die Familie hatte sich zerstreut; und nach langem fruchtlosen Suchen kam er endlich schwermüthig und trübe wieder in der Residenz an.

Herminens Flucht, und die Nachricht, welche sie ihren Aeltern hinterließ, — die im ersten Zorn nicht daran dachten, sie zu verbergen — war jetzt das herrschende Gespräch in den großen Zirkeln, die wohl oft unwichtigere Dinge zu ihrer Unterhaltung hinreichend finden. Alles sprach davon, und auch Braunsfels mußte viel darüber hören, denn nur Wenige wußten den wahren Zusammenhang seiner Geschichte. Und der größere Theil glaubte jetzt die Ursache zu wissen, warum eine so passende Verbindung nicht vollzogen ward. Braunsfels nahm lebhafteren Antheil an Herminens Geschichte, als er lange den Begebenheiten des Tages geschenkt hatte. Berghof war sein Freund, und Hermine ward ihm jetzt beynahelieb, durch die Treue, mit welcher sie an ihm hing. Der Zufall führte ihn einst an

einem Hoffeste — wo ihn, wie jetzt überall — Unmuth und Langeweile ergriff, in ein einsames Seitenzimmer, wo der Sohn des geheimen Raths von B\*\* — der von seiner Wunde glücklich wieder genesen war — nachlässig hingeworfen im Sopha saß. Diese Gesellschaft war es nicht, die er suchte, er wollte umkehren, aber der Lästige hielt ihn zurück, zog ihn zu sich, und begann: „Nun! was sagen denn Sie, mein schätzbarer Freund zu der Geschichte der stolzen Gräfinn Hermine? Hätten Sie wohl so viel Intrigue in dem kalten Marmorgefichtchen gesucht? Die Aeltern sollen außer sich seyn, und sie niemahls wiedersehen wollen.“

Wie ist es möglich, unterbrach ihn Braunsch — daß liebende Aeltern ein Kind verstoßen können, bloß weil es des Lebens Glück sucht, wo sie es nicht suchen würden? Es ist wahr, der Schritt, den Hermine gethan, ist tadelnswerth, auch Berghof hat nicht gehandelt, wie ich wünschte; aber mich dünkt, die Liebe entschuldigt ihn, und sie — und ich wollte viel darum geben, wenn ich ihnen die Verzeihung der Aeltern verschaffen könnte.

„Seyn Sie ruhig, Freundchen! begann der junge Herr von neuem. Dafür ist gesorgt. Die jungen Leutchen haben sich an meinen Vater gewandt, und Sie wissen wohl, daß dem

„nichts unmöglich ist. Er steht im größten An-  
„sehen bey der Familie, und ist schon abgereist,  
„um Berghof und seiner Frau die Bedingungen  
„ihrer Aeltern vorzulegen. Herminen tadle ich  
„übrigens gar nicht, auf Ehre! — gar nicht!  
„sie ist mir im Gegentheil erst jetzt interessant;  
„und ich stehe nicht für mich, wenn die hübsche  
„Abenteuerin wieder erscheint — und Berg-  
„hof? Nun dem ist es doch wohl nicht zu ver-  
„denken, daß er die reiche Braut heim führte,  
„gleichviel auf was für Art? — Mein Vater  
„wird schon den Frieden stiften, er weiß auch,  
„wie es thut; denn unter uns, er hat auf dem  
„Schlosse Heinburg selbst eine Herzensangelegen-  
„heit, ein junges bürgerliches Mädchen, die die  
„Gräfinn aus Barmherzigkeit bey sich erhält,  
„da reiste er denn nebenher auch in e i g n e n  
„Geschäften.“

Braunfels nannte jetzt zitternd Stephaniens  
Nahmen; und äußerte, daß er von Louisen ge-  
hört habe, sie befände sich nicht mehr auf dem  
Schlosse. —

„Ja! ja! bester Freund, fuhr der Graf  
„B\*\* lachend fort, das ist sie! Und auf dem  
„Schlosse ist sie auch, darauf können Sie sich  
„verlassen; da hat mein Vater die besten Nach-  
„richten. — Er ist bis zum Sterben in das Bür-  
„germädchen verliebt, und will sie, mit oder

„ohne ihren Willen, zu unserer Hausgenossinn  
„machen. Ha! Ha! Mich amüsiren nur die  
„Schwachheiten der alten Herren! — Mein gu-  
„ter Herr Vater glaubt im Ernste noch gefähr-  
„lich zu seyn — — und wenn die Nymphe dem  
„Glanze des Goldes und Ranges weicht, so  
„schwört er, sie durch seine Liebenswürdigkeit be-  
„siegt zu haben.“

Ein lautes Gelächter endete jetzt diese em-  
pörende Rede. Braunfels verließ das Zimmer,  
eilte außer sich zu Hause, wo er sich nur so  
lange aufhielt, sein Pferd satteln zu lassen, und  
nach Heimbürg zu fliegen. Er erfuhr des ge-  
heimen Raths Aufenthalt bey Berghofs, — denen  
er sich nicht zeigen wollte, und theilte seine Zeit  
in die Aufmerksamkeit auf ihn — und auf das  
Schloß, wo Stephanie ganz eingezogen lebte,  
bis er sie Abends in dem Hause wahrnahm, das  
er zu seinem Aufenthalte gewählt hatte.

Was ihm Eifersucht, und blinder — immer  
heftiger wirkender Argwohn — selbst gegen den  
unschuldigen Conrad eingab — wissen wir aus  
seinem Briefe an Stephanien; und man kann  
sich daher seine Gefühle vorstellen, als er erfuhr,  
daß seine Wachsamkeit getäuscht, und seine Ge-  
liebte in einem Augenblicke, wo er zu ihrer Si-  
cherheit Berghofs Gut umschlich, davon geführt  
sey. Wie lange er noch vergeblich ihre Spur

verfolgte — sie bald erreicht zu haben wählte, bald hoffnungslos wieder verlor — gehört nicht hierher! Ich eile, ihn in die Residenz zurück zu führen, wo eine Freude seiner wartete, die all' seine Leiden tausendfach belohnte.

Ein Brief seines Vaters, von dem Lustschloß der Prinzessin Josephe geschrieben, sagte ihm die glückliche Veränderung von Stephaniens Verhältnissen, der jetzt die Einwilligung des alten Barons in den Wunsch seines Sohnes sogleich folgte. Der Vater hatte schon bey der Prinzessin um die Hand der von ihr Beschützten geworben, und lud nun den Sohn ein, die Geliebte von ihrer Hand zu empfangen.

Und Ihr, meine Leser! die Ihr gütig genug waret, den Leiden unserer Heldinn Eure Aufmerksamkeit zu schenken: maßt Euch jetzt selbst ihr Entzücken. Der Liebe höchstes Glück, das süße Bewußtseyn, dieses Glück durch Treue, durch manches schwere Opfer verdient zu haben; dieses reine einzig wahre Erdenglück ist zu erhaben für die Schilderung. Stephanie lebte ihre schönen Tage, theils auf dem lieben Schlosse, das der Geburtsort ihrer Liebe war; theils an der Seite ihrer erhabenen Freundin und des treuen Wallmann. Albert und Louise kamen oft ihre Freuden zu theilen, und die innigste Vertraulichkeit schlang das Band noch fester, das

diese vier edeln, glücklichen Menschen verknüpfte. Die redliche alte Berg blieb, auf Stephaniens Bitte, auf dem Schlosse, und die Dankbarkeit und Liebe ihrer liebevollen Gebietherinn schmückten ihr die Tage des schwachen Alters mit dem Frühlingslächeln der Jugend. Auch Berghof und Hermine waren glücklich, wenn gleich auf andere Art, als jene. Die große Welt hatte sie, nach der Aussöhnung mit ihren Aeltern, wieder aufgenommen, und ihre Freuden und kleinen Unruhen erhielten eine Liebe, die vielleicht ungestörter Genuß und stille einförmige Ruhe bald genug in diesen Seelen getödtet hätten.

Wir alle suchen das Glück nur auf verschiedenen Wegen. Wohl Euch! Lieblinge des Himmels, die ihr es auf dem einfachen Wege der Natur und Unschuld findet.

